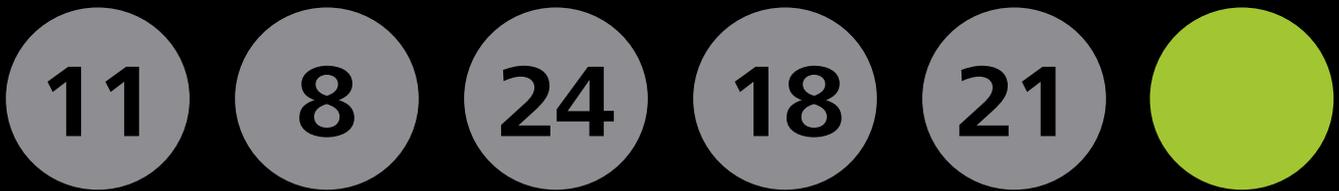


H S G - S T U D E N T E N M A G A Z I N

prisma



FREI #360
NOV 15



Success? Luck has nothing to do with it

International focus. Innovation. Growth. Challenge. Career perspectives. Rewards. Multi-cultural work environment. Are these qualities that you would like to experience together with your future employer? Then step into a world of exciting graduate opportunities in Audit, Tax, Consulting and Financial Advisory.

Visit www.deloitte.com/careers to see what's possible.

facebook.com/DeloitteSwitzerlandCareers 

Audit. Tax. Consulting. Financial Advisory.

Deloitte.

Editorial



Liebe Leserin
Lieber Leser

Wir sind frei – frei in unseren Ansichten, unseren Meinungen. Lassen den Dingen im Leben freien Lauf, wählen frei, äussern frei unsere Meinung, in der freien Wildbahn unendlicher Möglichkeiten. Und doch befinden wir uns im freien Fall. Können uns nicht entscheiden, setzen uns selbst Grenzen, sperren unsere Gedanken in unseren Köpfen ein, zwängen uns in ein passendes Schema, weil wir um jeden Preis verhindern wollen, uns in dieser Freiheit zu verlieren.

Mit dieser prisma-Ausgabe haben wir genau dies getan. Wir haben uns in der Freiheit des Begriffs verloren – und in den Artikeln wiedergefunden, worum es beim Begriff «frei» wirklich geht, nämlich um seine zahlreichen Bedeutungen. Duden sagt dazu: sich in Freiheit befindend, unabhängig, nicht gebunden, keine Hilfsmittel gebrauchend, nicht an [moralische] Normen gebunden, von [sittlichen] Vorurteilen unabhängig, (Physik, Chemie) nicht gebunden, nicht behindert, nicht beeinträchtigt, durch bestimmte Dinge nicht [mehr] beeinträchtigt oder gehemmt, nicht festgenommen, nicht gefangen, offen, unbedeckt, nicht umschlossen, unbekleidet, bloss, unbesetzt, nicht von andern benutzt, verfügbar, kostenlos.

Die Artikel in diesem Heft sollen die Weite des Begriffs widerspiegeln. Robin Bisping und Tabea Wich haben mit Freitodbegleiterin Heidi Vogt über ihren Job geredet, einige prisma-Redaktoren haben sich in einem Escape-Room einsperren lassen, um die Freiheit wiederzufinden. Evelyne Schlauri hingegen fragt sich, ob wir noch eine freie Wahl haben oder schon gefangen sind.

«None but ourselves can free our minds», singt Bob Marley. Dieses prisma soll dazu anregen, deinen Gedanken freien Lauf zu lassen und dir selbst mal zu überlegen, was «frei» für dich bedeutet.

Nina Amann



Inhaltsverzeichnis



GEFÄNGNISBESUCH
Haftbedingungen im
Untersuchungsgefängnis St. Gallen

07

26

FOTO-LOVESTORY
Begleite Leo und Max auf ihrem
Weg zum Glück

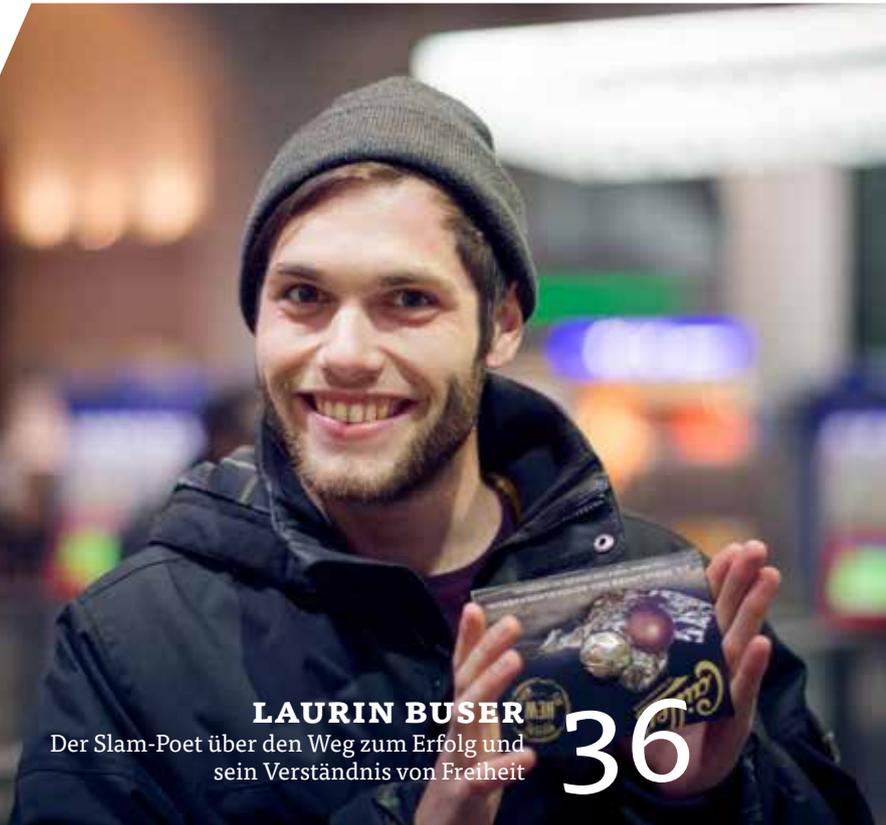
Thema

- 06 Eine Handbreit vom Abgrund
- 07 U-Haft in der Ostschweiz
- 08 Begleiterin in den Tod
- 10 Aus Nutzlos mach Style
- 12 Zwischen Selbstbefreiung und Zwang
- 14 Pro/Contra: Grenzschutz der Freiheit Willen?
- 16 Unter Zeitdruck erkämpfte Freiheit
- 18 All inclusive zum Partykönig
- 19 Freie Wahl oder schon gefangen?

Campus

- 20 Dem Einzelkampf zum Trotz
- 22 Es jodelt vom Rosenberg herunter
- 24 Elitepartner war gestern: Richtig bidden für die Liebe
- 26 Zwei Welten: Erste Begegnung
- 28 HSG Short News
- 29 Drehscheibe für Flüchtlingsfragen

TITELBILD LIVIA EICHENBERGER



LAURIN BUSER
Der Slam-Poet über den Weg zum Erfolg und
sein Verständnis von Freiheit

36

Menschen

- 30 Die Umfrage
- 32 Das Kolmar'sche Freiheitsprinzip
- 33 Prof. Christoph Frei privat
- 36 Fashion, Fame und Freiheit

Kompakt

- 42 prisma empfiehlt
- 44 Kalender
- 45 Gewinnspiel
- 46 Zuckerbrot & Peitsche
- 47 Gerücht

SHSG

- 38 Einführungswochenende
- 39 Begegnungszone
- 41 Lange wach zu bleiben, lohnt sich

Eine Handbreit vom Abgrund

Universitäten sind sich des Problems korrekten Handelns in Organisationen bewusst. Wie kann es unter der Führung bestens ausgebildeter Lenker trotzdem zu Korruption und Skandalen kommen?



TEXT DAVID STEIN



BILD LUANA ROSSI

GET rich or die tryin'» stand in krakeligem Gold auf dem Tempo-30-Schild an der Dufourstrasse. Vor ein paar Wochen entdeckte man den Tag um die Uni, schnell war er wieder beseitigt. Welches Bild hat die Öffentlichkeit vom HSGler? Das Narrativ, die Universität sei eine Brutstätte der Amoralischen, hatte im Jahr 2011 sogar zu einem «Anschlag» mit einer Bombenatmosphäre geführt. Von innen betrachtet stellt sich das Thema anders dar: Die ECTS vom CSR-Seminar stehen schon im Transkript, eine Nachhaltigkeitsfolie hat sich noch in jedes Skript verirrt. Das Kontextstudium zwingt uns zum Blick über den Tellerrand. Die Uni bemüht sich redlich, uns anständiges Handeln nahelegen. Auch das Vereinsleben soll Zeichen dafür sein, dass eine korrupte Monokultur hier keinen Platz hat. Und doch menetekelt es: «Happiness is expen-

sive». FIFA- und VW-Skandale beweisen, wie schnell in Organisationen moralisches Fehlverhalten auftritt. Die Reaktionen der Verantwortlichen zeigen, wie frei von Gewissen sie sind, wie skrupellos. «Gut, das war nicht so ganz legal, aber es hatte doch einen Sinn und guten Zweck!» Seit Jahren warnen Wirtschaftsethiker vor dem Phänomen, dass selbstempfundene rechtschaffene Bürger in einen Sumpf marschieren, ohne es zu merken.

Rote Linien überschreiten

«Richtiges» Handeln geschieht oft nur eine Handbreit vom moralischen Abgrund entfernt. In Verhandlungen und im Austausch kleiner Gefälligkeiten verschiebt sich die geteilte Realität in kleinsten Schritten immer weiter in den Graubereich. Plötzlich merkt man: Schon lange ist die rote Linie überschritten und man selbst

untreu gegenüber dem Firmenethos oder der Gesellschaft.

Kritische Distanz

Die Forschung zeigt, wie ganze Organisationen eine Kultur der Korruption entwickeln. Am Anfang steht eine klar falsche Entscheidung, die aber aufgrund von äusserem Druck oder Hierarchien akzeptiert wird und sich einnistet. Schnell kann Kostendruck ein Klima schaffen, in dem der Einbau minderwertiger Teile als Ausrutscher mitgetragen wird.

Sofort beginnt die ganze Abteilung, an der Rationalisierung des Tuns zu arbeiten: «Wir retten Arbeitsplätze, es ist nur für den Übergang.» Das System verselbstständigt sich in dem Moment, in dem die Verschwörer eine Geschichte erfinden müssen, um neue Mitarbeiter einzubinden. Ist diese Sozialisierung zur Korruption perfektioniert, reproduziert sich das Fehlverhalten immer weiter und ist von nun an in die Organisation eingraviert.

Wappnen kann uns die Uni für diese Gefahren nur bedingt. Als Alumni droht uns, Teil einer bestimmten sozialen Blase zu werden, zu ähnliche Standpunkte zu teilen und somit für manches blind zu werden. Als Schutz davor, mit reinem Gewissen gewissenlos zu handeln, bleibt nur, stets eine kritische Distanz zu den Mythen der Organisationen zu halten und die eigene Verantwortlichkeit zu reflektieren. Happiness is expensive, if your integrity dies tryin'.



U-Haft in der Ostschweiz

Wenn der eigene Umgang mit Freiheit und Verantwortung scheitert, kann Knast drohen. Beim Besuch im Untersuchungsgefängnis St. Gallen geht prisma den typischen Klischees über Haftbedingungen auf den Grund.



TEXT/BILDER JOHANNES KAGERER

VERGISS alles, was du bisher über Gefängnisse im TV gesehen hast. In unserem nebeligen Städtchen ist die Welt hinter Gittern bunt. Menschen können Spannungsfelder schaffen, wo keine sind; Räume der Zivilisation schaffen, wo man als Aussenstehender keine vermuten würde. Die positive Atmosphäre mutet fast kitschig an, wenn man durch das Treppenhaus geht und jeder Stock in einer anderen Farbe gestrichen ist. Es gibt sogar ein Zimmer, das in «Cool Down Pink» gestrichen worden ist, was zur Beruhigung dient.

Mensch sein

Auch wenn man quasi mitten in der Stadt wohnt, ist ein U-Haft Aufenthalt nicht ganz so komfortabel wie das Leben in den eigenen vier Wänden. Alles ist höchstprofessionell, von der hochmodernen technischen Ausrüstung über das topausgebildete Personal bis hin zur täglichen Essensausgabe, die sogar auf Unverträglichkeiten, Religion und Gesundheit Rücksicht nimmt. Das Essen wird aus dem Kantonskrankenhaus geliefert. Zweimal in der

Woche darf man in den «Wellnessbereich»: 10–15 Minuten alleine duschen. Jede Einzelzelle ist mit TV, Fenster, Schreibtisch, Papier und Bleistift, einer Sitztoilette sowie einem Waschbecken ausgestattet. Eine Stunde pro Tag ist Ausgang im Hof erlaubt und einmal pro Woche Besuch für eine Stunde. Von diesem wird man durch eine Glaswand getrennt. Somit ist direkter Körperkontakt nicht möglich. Zwecks des Persönlichkeitsschutzes wird der Besuchsablauf nicht gefilmt. Ins kantonale Untersuchungsgefängnis werden pro Jahr 1000 Häftlinge mit unterschiedlichstem kulturellen Hintergrund eingeliefert. Würde über dem Eingang stehen «Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein», so wäre dies nicht mal zynisch zu verstehen. Die Menschen sind hier sicher und werden mit Würde betreut, da die Unschuldsvermutung ein hohes Gut ist. Es wird nicht autoritär durchregiert, sondern Menschlichkeit vorgelebt.

Schicksalsgemeinschaft

Laut Andreas Demmel, dem Leiter des Gefängnisses, zeichnet sich ein hochentwickelter Staat auch durch seine hochentwickelte Justiz aus. In St. Gallen ist das keine Floskel, sondern ein Faktum, dem jeden Tag neues Leben eingehaucht wird. Wer sich auf die Suche nach dem typischen Wärter macht, der vernarbt, mit Tattoos und Piercings überzogen, grimmig dreinblickt, wird hier enttäuscht. Der Wärter des 21. Jahrhunderts ist ein diplomierter Justizvollzugsangestellter. Ein Betreuer, der ein sehr vielfältiges Aufgabengebiet hat. Menschen, die dort tagtäglich arbeiten, sind sich bewusst, dass sie eine «Schicksalsgemeinschaft» bilden und die Schaffung einer respektvollen, zwischenmenschlichen Basis mit den U-Häftlingen auch ihre eigene Sicherheit erhöht.

In seinen 16 Jahren hat Demmel nur einen Ausbruch zu verzeichnen gehabt. Warum sollte auch jemand aus so einer ehrwürdigen und innovativ geführten Organisation ausbrechen, in der auf den Passivrauchschutz geachtet wird und einmal pro Woche der Seelsorger kommt?





Begleiterin in den Tod

Die Sterbehilfeorganisation Exit begleitet Menschen in den Tod. Heidi Vogt, Leiterin Freitodbegleitung, ist überzeugt, das Richtige zu tun: Sie will Menschen die Freiheit geben, über ihren eigenen Tod zu entscheiden.



TEXT ROBIN BISPING UND TABEA WICH

EIN Wohngebiet am Rande von Zürich; es ist früher Nachmittag, die Strassen sind leer. Wir erreichen das Quartier mit dem Tram vom Hauptbahnhof aus, unser Ziel: ein unscheinbares, weisses Haus. Hier hat die Sterbehilfeorganisation Exit ihre Büros, hier befindet sich der Arbeitsplatz von Heidi Vogt. Vogt ist eine aufgeschlossene, freundliche Frau, deren Anwesenheit das bedrückende Gefühl, das uns beim Eintritt befällt, schnell verfliegen lässt. Sie ist 60 Jahre alt, verheiratet, hat zwei erwachsene Kinder und arbeitet seit neun Jahren als Leiterin Freitodbegleitung bei Exit. Bevor sie diese Stelle antrat, betreute sie selbst etliche Menschen bis zum Tod.

«Ich habe einmal eine 33-jährige Frau begleitet, meine bisher jüngste Klientin», erzählt Vogt. Der Fall sei ihr besonders nahegegangen. Die Frau habe zwar unter einer langjährigen Schmerzproblematik gelitten, trotzdem sei sie noch so jung gewesen. Meist begleite man alte Menschen, die mit ihrem Leben bereits abgeschlossen hätten. Die Jungen hingegen wollten weiterleben. «Bei dieser Frau fragte ich mich schon, ob es nicht doch noch eine Therapie gäbe, ob der Tod wirklich der einzige Ausweg sei.» Solche jungen Klienten sind allerdings die Ausnahme, das Durchschnittsalter der Begleiteten beträgt 77,5 Jahre.

Als Leiterin Freitodbegleitung führt Vogt ein Team von 30 Sterbebegleitern, die in der Deutschschweiz ehrenamtlich tätig sind. Sie ist für die Auswahl der Ehrenamtlichen zuständig. Viele Freitodbegleiter haben einen medizinischen Hintergrund – daneben gibt es Psychologen, Theologen, aber auch Menschen aus anderen Berufsgruppen. Wichtige Eigenschaften für Vogt sind Lebensfreude und vor allem Berufs- und Lebenserfahrung. So sind auch zwei Drittel der Begleiter über 60 Jahre alt. Für die meisten Freitodbegleiter gäbe es zwei Motive, sich bei Exit zu engagieren: zum einen berufliche oder persönliche Erfahrungen mit dem Tod und zum anderen die Überzeugung, dass begleiteter Freitod ermöglicht werden sollte.

Auf Vogt trifft beides zu. Seit ihrer Ausbildung zur Krankenschwester und selbstständigen Supervisorin arbeitet sie in sozialen und politischen Bereichen; ob bei einer Drogenberatungsstelle oder als Stadträtin. So sah sie sich während ihres gesamten Berufslebens immer wieder mit dem Tod konfrontiert – auch privat: Ihre Schwester starb bereits mit 21 Jahren. «Ich musste zwangsläufig lernen, mit dem Tod umzugehen», so Vogt. Dadurch sei sie dankbarer geworden – für ihre eigene Gesundheit, diejenige ihres Mannes und ihrer Kinder.

Langwieriger Abklärungsprozess

Will sich jemand mit Exit das Leben nehmen, so muss er Mitglied sein; für alle anderen bietet Exit keine Freitodbegleitung an. Für eine Mitgliedschaft kommen nur Personen in Frage, die ihren Wohnsitz in der Schweiz haben oder das Schweizer Bürgerrecht besitzen. Dadurch beugt Exit aus logistischen Gründen dem Sterbetourismus vor: «Wir verfügen zurzeit nicht über genügend Ressourcen, um auch Ausländer in den Freitod zu begleiten. Allerdings unterstützen wir Bewegungen im Ausland, die eine solche Hilfe legalisieren wollen», sagt Vogt.

Nachdem eine Mitgliedschaft abgeschlossen wurde, benötigt der Sterbewillige eine ärztliche Bescheinigung seiner Urteilsfähigkeit und eine ärztliche Diagnose. Hat er diese, schickt Vogt einen Freitodbegleiter zu ihm nach Hause. Damit beginnt ein Prozess der Abklärung, der sich je nach Art und Schwere der Krankheit wenige Tage bis mehrere Monate hinziehen kann. Wenn möglich, würden auch die Angehörigen in diesen Prozess involviert, doch ihr Einverständnis brauche es letztendlich nicht, sagt Vogt. «Einst hat sich ein Mann gemeldet, der mit unserer Hilfe sterben wollte – dies jedoch im Unwissen seiner Ehefrau.» Diesen Wunsch erfüllten sie ihm jedoch nicht, das sei ihnen zu weit gegangen.

Bitteres Sterbemittel

Ist die Abklärung beendet und der Sterbewillige hat das Rezept seines Arztes, kann er den Termin seines Todes festlegen. An jenem Tag geht der Freitodbegleiter und mindestens eine andere Person, normalerweise seine

Angehörigen, zu ihm nach Hause. «Ich bin jeweils sehr konzentriert zu solchen Terminen gegangen», sagt Vogt. Vor Ort müsse man nochmals alle Voraussetzungen überprüfen und genauestens beobachten, ob es Widersprüchlichkeiten gebe. Selten komme es vor, dass sich der Betroffene noch umentscheide.

Die Gestaltung der letzten Stunden liege ganz beim Betroffenen. «Einige wünschen sich Musik, andere Gespräche im Familienkreis oder ein gemeinsames Essen.» Die letzten Gespräche seien nicht besonders schwer, man spreche auch über leichte, oberflächliche Themen. «Allerdings merkt man schon, dass demnächst jemand sterben wird», sagt Vogt. In allen Gesprächen sei es wichtig, die eigenen Vorstellungen zurückzustellen und den Menschen zu helfen, eigene Antworten auf ihre Fragen zu finden. Sie persönlich glaube etwa nicht an ein Leben nach dem Tod. «Einige wollen aber wissen, ob sie sich denn überhaupt selbst töten dürften, ob das nicht eine Sünde sei und ob sie dafür bestraft würden.» Bei solchen Frage zähle ihre Meinung nicht. Oft befände sich ihr Gegenüber in einem Dilemma zwischen dem Wunsch zu sterben und der häufig noch sehr christlich geprägten Erziehung.

Schliesslich muss der Betroffene seine letzte Handlung selbst ausführen; er muss das Sterbemittel trinken oder, wenn das nicht möglich ist, den Infusionshahn selbst öffnen. Das Mittel schmeckt sehr bitter, viele sprechen das nach dem Trinken auch an. Daraufhin dauert es einige Minuten bis er das Bewusstsein verliert und der Tod durch Herzstillstand eintritt. Nur wenn jemand in einem Heim lebt, das eine Freitodbegleitung nicht zulässt, kann die Freitodbegleitung im Hauptsitz von Exit in Zürich stattfinden.

Gewaltfreier als unbegleitete Suizide

Die Freiheit, das eigene Leben zu beenden, gab es auch schon bevor Organisationen wie Exit oder Dignitas aufkamen. Warum wählen Menschen den begleiteten Freitod? Heidi Vogt nennt zwei Gründe. Zunächst scheitern die meisten unbegleiteten Suizidversuche; bei Exit hingegen kann der Sterbewillige sich sicher sein, dass der Tod eintritt. Andererseits ist ein begleiteter Freitod weniger gewalttätig. Die Angehörigen werden betreut und nicht von einem plötzlichen Suizid traumatisiert. Allerdings würden die meisten Menschen, die einen Suizidversuch machen, für Exit nicht in Frage kommen, sagt Vogt, weil der Grund oft eine Lebenskrise sei. «Wenn sich solche Menschen bei mir melden, leite ich sie an Psychologen weiter.»

Für Heidi Vogt ist die Freitodbegleitung mehr als nur ihr Job. Sie geht ihrer Überzeugung nach, Menschen ein Stück Freiheit zu ermöglichen: «Wenn ich pensioniert bin, will ich selbst wieder ehrenamtlich als Freitodbegleiterin tätig sein.»

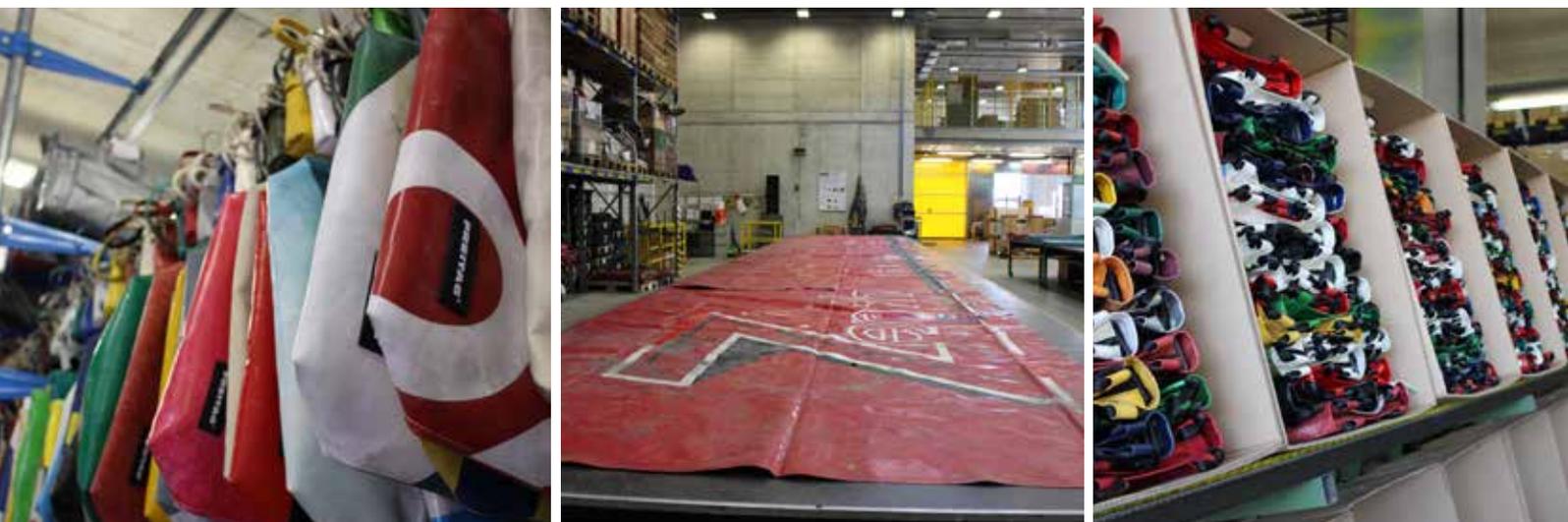
Bild Oscar Hong

Aus Nutzlos mach Style

Schon seit mehr als 20 Jahren verwandelt die Firma Freitag gebrauchte LKW-Planen zu neuen und stylischen Taschen. Der Zürcher Club lud zur Fabrikbesichtigung, und prisma war auch mit dabei.



TEXT ALEXANDER WOLFENSBERGER



NICHT weit entfernt vom Hallenstadion liegen im östlichen Teil von Oerlikon die Produktionsstätten von Freitag, dem wohl bekanntesten Taschenhersteller der Schweiz. Das Gebäude an der Binzmühlensstrasse sieht sehr unscheinbar aus. Im Inneren erblickt man viele Paletten und Lager voller Rohmaterialien – wie man sich eine Fabrik vorstellt. Industrie grün dominiert die Farbpalette. Dies sei schon in der ehemaligen Zahnrad-Fabrikhalle auf dem Maag-Areal die «Hausfarbe» gewesen und wurde auch für den neuen Hauptsitz übernommen, erklärt uns der Finanzchef Peter Alge. Damit wolle man auch zeigen, dass Freitag ein fabrizierender Betrieb sei.

Um solche Taschen herzustellen, braucht es zuerst alte Planen, und diese zu bekommen, ist nicht einfach. Ein Team von vier Angestellten ist ständig auf der Suche nach solchen Planen, bei Speditionsfirmen oder Ausrüstern von LKWs. Dies führt dazu, dass die Produktionsplanung

nicht immer ganz einfach ist. Man könne schliesslich nicht ohne weiteres beim Fehlen einer bestimmten Farbe dem nächsten Händler eine Bestellung zuschicken, führt Peter Alge weiter aus.

Waschen, schneiden, föhnen

Sind die Planen gefunden, werden sie zuerst einmal zugeschnitten. Auf langen Tischen breiten Mitarbeiter die ehemaligen Abdeckungen aus. Jede Stelle, die unbrauchbar für die Weiterverarbeitung ist, wird herausgeschnitten und Verstärkungsträger werden entfernt, eine mühsame und langwierige Arbeit. Anschliessend werden die Planen in Normstücke zerschnitten. Pro Plane zahle man, je nach Grösse und Farbe, auch mal mehrere hundert Euro. Daraus liessen sich zwischen 30 und 40 Taschen herstellen, erörtert Herr Alge. Der jährliche Planenbedarf von Freitag, gemessen in einer LKW-Kolonne, beträgt rund 100 Kilo-

meter, einmal die Strecke St. Gallen-Zürich. Beachtlich, wenn man bedenkt, dass die Firma etwa die Hälfte ihres Umsatzes im inländischen Markt erwirtschaftet.

Der nächste Schritt in der Herstellung ist die Wäscherei. In grossen Industriewaschmaschinen werden die Planenstücke von Schmutz und Dreck befreit um danach auf grossen Rollen im Lager zu warten. Hier zeigt sich, dass Freitag sehr ökologisch mit seinen Ressourcen umgeht. Beispielsweise sammelt man Regenwasser auf dem Dach, um damit bis zu 70 Prozent des jährlichen Wasserbedarfs bereitzustellen. Ausserdem benutzt Freitag für die Beheizung des ganzen Gebäudes Fernwärme von der naheliegenden Müllverbrennungsanlage.



Unikate auf Reisen

Im dritten Produktionsschritt werden die Normstücke mit Hilfe von Plexiglas-Schablonen und Teppichmessern in die benötigten Einzelteile geschnitten. Hier entscheidet sich auch das Design der Tasche, da je nachdem, wie die Schablone liegt, ein anderes Muster entsteht. Zu guter Letzt werden die Stücke zusammengenäht, was jedoch grösstenteils nicht in der Schweiz durchgeführt wird. Mithilfe von Partnerfirmen in Portugal, Tschechien, Bulgarien und der Schweiz wird diese Arbeit bewerkstelligt.

Nach dem Nähen kommen die fertigen Taschen wieder nach Oerlikon und werden verpackt. Hier zeigt sich eine weitere Besonderheit von Freitag: Da jede Tasche ein Unikat darstellt, werden alle Produkte einzeln fotografiert. Ein kleines Foto wird jeder Tasche mitgegeben. Im Laden angekommen, werden alle Produkte in Schubladen verstaut und jenes Foto verwendet, um den Inhalt zu zeigen. Da die Händler nicht auswählen können, welche Farben sie genau erhalten, gewährt Freitag jedem ein Rückgaberecht. Dies führt dazu, dass man nie Freitag-Produkte findet mit einem herabgesetzten Preis. Es sei einfach schlecht für eine Marke, wenn man sie «on sale» finden würde, sagt Peter Alge.

Bilder Paula Patzelt

Zwischen Selbstbefreiung und Zwang

Die Idealvorstellung von Freiheit – seinen eigenen Regeln zu folgen – kann schnell zum Gefängnis werden. Das ist B.s Geschichte.



TEXT MELANIA KLAIBER

FAST jeder von uns kennt ihn, diesen Moment des Zweifels; habe ich die Tür auch wirklich korrekt verriegelt, den Herd auch wirklich abgestellt? Dann lieber noch einmal nachkontrollieren, sich versichern, dass auch alles stimmt. Als kleines Kind waren es die Monster im Zimmer, die einen jeden Abend vor dem Schlafengehen ritualisiert noch einmal unter dem Bett nachschauen liessen; die Mäuerchen, welche die Strassen säumten und von denen runterzufallen, ein fiktives Verbrennen in der Hölle bedeutete. Fast schon spielerisch, harmlos und alltäglich kommen uns diese kleinen Macken vor. Doch was ist, wenn aus Ticks und Macken eine Krankheit wird?

B. hat am eigenen Leib erlebt, wie die kleinen Muster zu einem Wiederholungszwang wachsen können. An einem kühlen Sonntagabend treffe ich ihn auf ein warmes Getränk in einer Bar. Über die schwere Zeit zu sprechen, die jetzt glücklicherweise hinter ihm liegt, fällt ihm erstaunlich leicht. Ich brauche nur wenig nachzufragen.

Er bemerkte die ersten Anzeichen der Krankheit relativ schnell. Zuerst waren es bloss kleine Ticks, wie ein Stift, den er für einen besonderen Glücksstift hielt, oder dass es wichtig war, mit dem rechten Fuss aufzustehen. Wie er betont ganz unauffällige Dinge, Macken, die so auch noch nicht gefährlich sind. Doch aus diesen kleinen Auffälligkeiten hat sich dann eine Krankheit entwickelt. «Ich musste immer positiv denken. Eine positive Einstellung hilft uns bekanntermassen, besser an eine Sache heranzugehen. Doch ich hatte immer mehr das Gefühl, dass etwas nur klappen konnte, wenn ich diese Einstellung auch wirklich hatte.» Im späteren Verlauf der Krankheit wurde das immer schlimmer. B. begann, seine Handlungen nach diesem positiven Denken auszurichten; das heisst, wann

immer er ganz alltägliche Dinge tat. Wenn er einen Raum betrat, eine Hose anzog oder auch die Treppe runter ging, musste er positiv denken. Klappte dies auf einmal nicht, weil er abgelenkt war oder auch einfach nicht gut gelaunt, musste er das Ganze noch einmal wiederholen. Er ging aus dem Raum raus und wieder rein. Stieg die Treppen hoch und wieder runter.

Denke immer positiv!

Positives Denken war bei ihm verbunden mit der Visualisierung von bestimmten Bildern und der Fokussierung auf konkrete Gedanken. Wollte er etwa in der Schule eine gute Note erzielen, musste er das Gesicht des Lehrers ständig vor sich haben, da dieser als kompetente Autoritätsperson die passende Assoziierung für diesen Lernprozess darstellte. Ausserdem mussten die Lernnotizen nicht nur einmal unterstrichen werden, sondern sechsmal und mit der positiven Farbe grün, da nur so eine Bestnote erzielt werden konnte. Es gab gemäss B. einen starken Konnex zwischen dem Lernen und seiner Krankheit. Er beschreibt sich als sehr ehrgeizig und auf seine schulischen Leistungen fokussiert, da er sich den Eintritt ins Gynasium als Ziel gesetzt hatte. Obwohl er ein guter Sekundarschüler war, haben ihm «nur» gute Noten bald nicht mehr gereicht, es mussten Bestnoten sein. Dementsprechend war ein grosser Aufwand nötig. Diese Hintergründe erklären auch, wieso der schulische Druck oder allgemein jeglicher Lerndruck die Krankheit nur noch verschlimmert haben.

Richtig störend wurde es aber erst drei Monate vor dem Klinikaufenthalt. Plötzlich nahmen die Zwänge immer extremere Ausmasse an. Wollte B. um elf Uhr ins

Bett gehen, war er um vier Uhr morgens immer noch mit den Wiederholungen beschäftigt. Auch sein direktes Umfeld litt unter der Situation. Hatte er einen negativen Gedanken und ein Nahestehender nannte seinen Namen, war dies kein gutes Zeichen und die betreffende Person musste den Namen noch einmal wiederholen. Der Alltag von B. war in all seinen Facetten von den Wiederholungen kontrolliert: aufstehen, frühstücken, in die Schulen gehen, lernen, ein Glas Wasser trinken und zu Bett gehen. In der Schule versuchte er, den Zwang so gut es ging zu unterdrücken. Da dort der Alltag unbeständiger verlief, war es auch einfacher, nicht in repetitive Muster zu verfallen. Doch zu Hause wurde den Zwängen ein fruchtbareres Biotop geboten.

Nach ein paar Besuchen bei einer Therapeutin wurde B. schon bald stationär behandelt. Die Klinik war aber zuerst mit der Intensität von B.s Krankheit überfordert. Es brauchte seine Zeit, bis die Behandlung entsprechend angepasst werden konnte. Sie erfolgte dann vor allem durch Gesprächstherapie. «Die Krankheit war wie ein Krebs, den man eindämmen musste. Sie war wie ein Virus, der sich immer mehr ausgebreitet hatte. Meinen eigenen Mustern zu folgen, glich dem Konsum einer Droge. Ich habe mich dann immer so sicher gefühlt.



Es war einfach ein befriedigendes Gefühl, wenn ich den Zwängen nachgeben konnte.» Jeder Patient hat sein eigenes Gebäude von Mustern, Abläufen, Gedanken und Bildern, welches er befolgen muss; «muss», weil irgendwann die selbst geschaffenen Regeln beginnen, den Erschaffer zu kontrollieren. B.s Therapeut war ein lockerer Typ in Freizeitkleidung, der gerne auch vulgäre Ausdrücke benutzte und vielleicht gerade wegen seiner unkonventionellen Art dazu prädestiniert war, B zu helfen. B. begann, sich wohlzufühlen und arbeitete seine Muster selber in der Therapie in kleinen Schritten auf. Er analysierte sein von sich selbst aus Wiederholungen geschaffenes Gefängnis und überwand so die Krankheit.

Heute hat B. seine Lehre und Berufsmatur abgeschlossen und spielt sogar mit dem Gedanken, ein Studium zu beginnen. Er steht dem Lernen aber mittlerweile zwiespältig gegenüber, obwohl er nicht glaubt, dass bei ihm eine Rückfallgefahr besteht. Er meint sogar, dass die vergangene Zeit ihn auch positiv formen konnte. Er kenne sich und seine Psyche nun viel besser und könne aufkommenden Mustern in Zukunft gezielt entgegenwirken. Ausserdem schätze er seine Gesundheit und sozialen Kontakte viel mehr. Durch seine Krankheit habe er gelernt, worauf es ihm Leben wirklich ankomme. Betroffenen empfiehlt er, sich möglichst früh schon in spezialisierte Hände zu begeben. Man solle die Krankheit ernst nehmen und den Kontakt zu Leuten suchen, welche das Ganze schon durchlebt haben. Bekannte sollten Fortschritte in der Behandlung des Betroffenen gezielt loben und ihn so ermutigen, den schweren Weg weiterzugehen und sich so zurück in die Freiheit zu kämpfen.

Bild Livia Eichenberger

Um der Freiheit Willen die Grenzen schliessen?

Flüchtlinge: Sie kommen – und das zigmal illegal. Einige EU-Mitglieder kehren deshalb zum bewährten Regime des nationalen Grenzschutzes zurück. Richtig so, findet **Matthias Müller**.

Wer sich mit der Geschichte der Aufklärung befasst hat, der weiss: Freiheit beginnt mit Sicherheit. Diese wiederum kann nur in einem klar abgegrenzten Raum gewährleistet werden. Es ist deshalb eine Selbstverständlichkeit, ja geradezu ein Merkmal moderner Staatlichkeit, Grenzen zu ziehen und sie vor allem zu schützen. Denn – so spürt der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann weitsichtig auf – «ohne Grenzen gibt es kein Miteinander, ohne Differenz keine Erkenntnis: Wer wissen will, wer er ist, muss wissen, von wem er sich unterscheidet. Wer das Risiko sucht, muss wissen, wann er die Sicherheit verlässt. Und wer seine Grenzen nicht zu verteidigen weiss, droht überrannt zu werden.»

Gerecht handelt, wer begrenzt

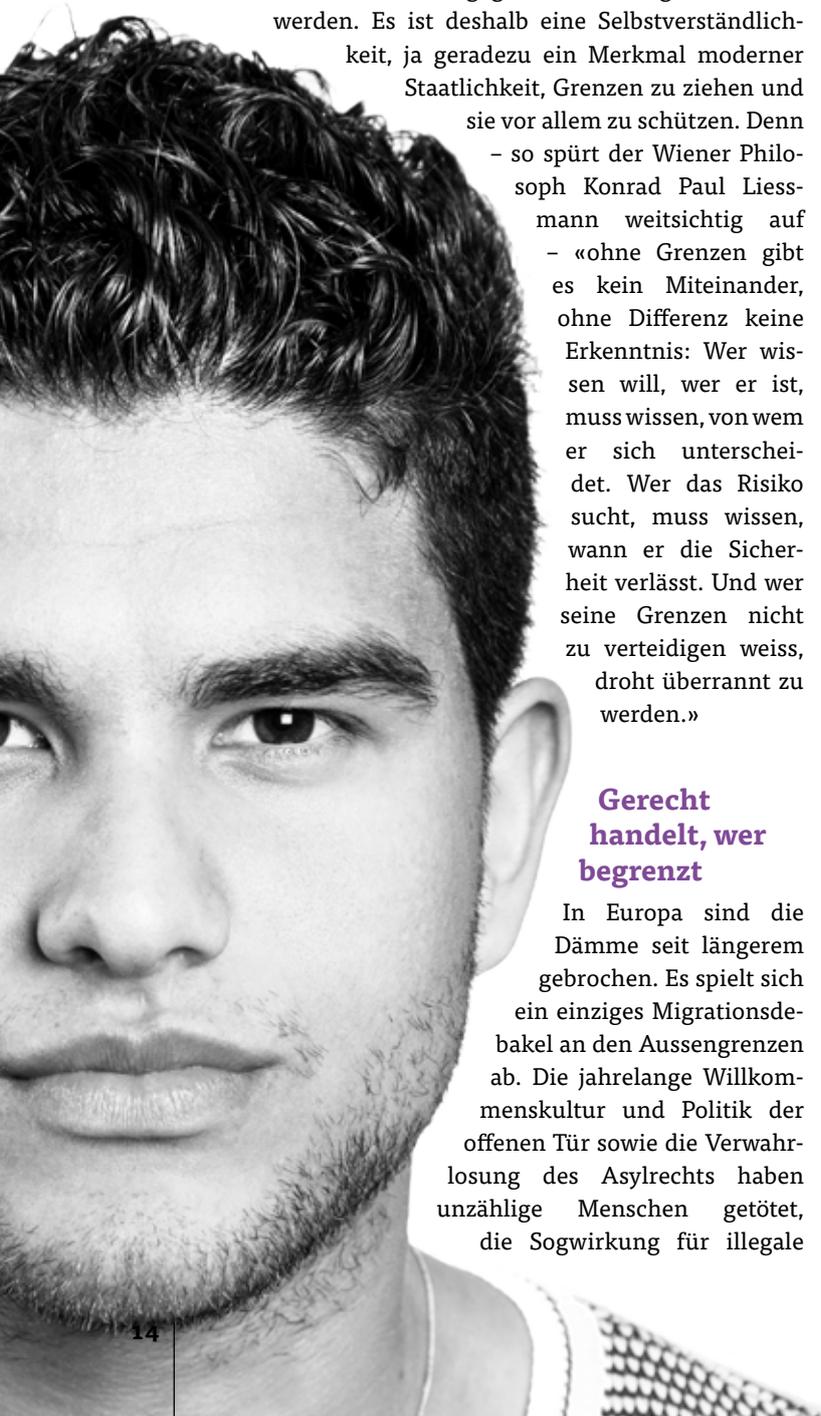
In Europa sind die Dämme seit längerem gebrochen. Es spielt sich ein einziges Migrationsdebakel an den Aussengrenzen ab. Die jahrelange Willkommenskultur und Politik der offenen Tür sowie die Verwahrlosung des Asylrechts haben unzählige Menschen getötet, die Sogwirkung für illegale

Migranten gesteigert und den sozialen Frieden in Europa gesprengt. Das ist brandgefährlich. Durch solche Verfalls-symptome wird der Rechtsstaat vorgeführt und ein wertvolles Grundprinzip aufgekündigt: die Rechtssicherheit, die wiederum die Freiheit garantiert.

Wer den Migrationsstrom nach Europa stoppen will, muss – *horribile dictu* – die Grenzen verriegeln. Nur wenn kein Spalt mehr offen, kein Vorbeikommen mehr möglich ist, wirkt die Abschreckung. Und nur durch Abschreckung versiegen die Flüchtlingswellen. Migrationsbeschränkungen sind keine leidigen Ausbuchtungen von Nationalismus und Rassismus, sondern in allen wohlhabenden Gesellschaften immer wichtiger werdende Instrumente der Sozialpolitik. Denn kommen unter den Migranten zu viele Scheinflüchtlinge aufs Mal, entstehen zwischenmenschliche Spannungen. Misslingt darüber hinaus auch noch die Integration, zerstört sie den sozialen Frieden, eines der zentralsten Güter unserer Gesellschaft und Voraussetzung für ein Leben in Freiheit.

Politische Utopien zerschellen

Solch eine Einstellung löst natürlich Kopfschütteln aus bei intellektuellen Würdeträgern. Sie sind, wer will es ihnen verargen, naturgemäss hingerissen von grossen Ideen und pflegen eine erotische Beziehung zu abstrakten Konstruktionen – in diesem Fall des grenzenlosen Europas, das den Weg ebnet soll zu einer höheren humanistischen Geisteshaltung. Diese Gesinnung zerschellt jedoch glücklicherweise am harten Beton der Wirklichkeit. Namhafte Mitglieder der EU haben wegen des nicht abreisenden Flüchtlingsansturms wieder Grenzkontrollen eingeführt. Sie haben sich deshalb nicht in die Illegitimität verabschiedet. Im Gegenteil: Es hat sich dort die vernünftige Einsicht durchgesetzt, dass sich allein mit christlicher Nächstenliebe keine Staatsordnung aufrechterhalten lässt. Kurz: Die Grenze oder ihre lebhaftige Form, die Schranke, ist die Essenz unserer Existenz. Sie steht nicht für Hartherzigkeit, sondern für Sicherheit und Freiheit. Ohne sie gäbe es kein friedliches Zusammenleben. Nur das Paradies kennt keine Schranken.



Wenn man den Grenzschutz ausbaut, so schliesst man sich ein und den Rest der Welt aus. Wer proklamiert, so die Freiheit zu erlangen, verrät die humanitäre Tradition, meint **Keto Schumacher**.

Die schwarzen Stiefel glänzen in der Sonne. Schritt für Schritt donnern sie auf die Erde nieder und bohren dabei ihr Profil in den Boden. Neben ihre Spuren reihen sich die Tatzenabdrücke eines Schäferhundes, der vom Stiefelträger mit fester Hand geführt wird. Falten ziehen sich durch dessen Gesicht – die stummen Zeugen verbitterter Wut.

Der Grenzwächter hält inne auf seinem Weg. Er hält sich die Hand über die Augen, damit ihn die Sonne nicht blendet, während er durch den mit Stacheldraht bewährten Grenzzaun blickt. Nach kurzer Zeit ist klar: Es ist alles in Ordnung – keine unerwünschten Immigranten sind in Sicht. So schreitet er weiter die Landesgrenze ab, ohne zu bemerken, wie sehr er einem Gefängniswärter gleicht.

Jedem sein eigenes Gefängnis

Wer sich abschottet, schliesst sich ein, und wer eingeschlossen ist, kann nicht frei sein. Mit einem Maschendrahtzaun baut man sich nur sein eigenes Freilaufgehege, in dem man lebt, da man in der Geburtenlotterie den entsprechenden Heimatschein gezogen hat. Wer nicht das Privileg hatte, geboren zu werden, wo er leben möchte, muss bleiben, wo er herkommt. Freiheit kann nicht darin bestehen, sich von Zäunen einschränken zu lassen.

Schon lange sind die Zeiten vorbei, als man beim Grenzübertritt in Europa einen Stempel in den Pass bekam, fast undenkbar Personenkontrollen an den Schweizer Ausgengrenzen. Die Öffnung der Grenzen hat viel verändert und viel vereinfacht – sei es die Möglichkeit, unbeschwert zu reisen, sich im Ausland niederzulassen oder einfacher über Ländergrenzen hinweg zu handeln. Zeitgleich mit den Grenzkontrollen sind auch Vorurteile gefallen: Was man nicht kennt, das fürchtet man; was man kennt, das kann man einschätzen. Wie so vieles Anderes beruht auch dies auf Gegenseitigkeit. Je mehr man sich abschottet, desto mehr wird auch einem selbst verwehrt.

Der verklärte Blick zurück

Die Hoffnung, mit einem verstärkten Grenzschutz Probleme in den Griff zu bekommen, mag bestechend sein,

greift jedoch zu kurz. Wenn man die Grenzen dicht mache, so erlange man Souveränität zurück, sagen die Befürworter eines starken Grenzschutzes. Doch sie vergessen, dass die Zeit der Souveränität in diesem Sinne schon seit langem vorbei ist. Die heutigen Probleme sind internationaler Natur und verlangen deshalb nach internationalen Lösungen.

Wenn ein Land über seine Zukunft selbst entscheiden möchte, muss es diese Lösungen mitausarbeiten. Dies zeigt sich auch in der Flüchtlingskrise; nicht umsonst hat die UNO unlängst gesagt, dass die Flüchtlingskrise die Quittung für das Versagen des Westens im Syrienkonflikt sei. Man kann zwar mit Abschottung so tun, als sei man Herr der Lage und dabei die Probleme ignorieren, doch begibt man sich damit langfristig erst recht in die Unfreiheit.

Auch wenn der Grenzschutzbeamte meint, er und sein Wachhund würden das Land beschützen und seine Freiheit wahren, so schreitet er doch mit jedem Schritt entlang der Landesgrenze der Unfreiheit entgegen.

Bilder Livia Eichenberger



Unter Zeitdruck erkämpfte Freiheit

Escape Rooms – ein Trend, der auch in der Schweiz angekommen ist; freiwilliger Freiheitsentzug für den Teilzeitverbrecher. prisma liess es sich nicht nehmen und wurde selbst zum Ausbrecher.



TEXT/BILDER ALEXANDER WOLFENSBERGER



BILDER OSCAR HONG



ST.GALLEN an einem Donnerstagabend, nur wenige Menschen sind noch in der Altstadt anzutreffen. Der Himmel ist schon dunkel, die Temperaturen sinkend. Eine Gruppe furchtloser prisma-Redaktoren trifft sich gespannt vor dem Haus Nummer 11 in der Multergasse. Nur Minuten später sitzen wir im Begrüssungszimmer der Escape Company und werden in die Geschichte rund um den bevorstehenden Ausbruchversuch eingeweiht. Seit geraumer Zeit machen Gerüchte die Runde.

Ein erst kürzlich fertiggestelltes Gebäude soll mehr sein, als es offiziell hiess. Es sei stets streng überwacht und man könne immer wieder Gestalten in weissen Gewändern erblicken. Wir seien eine Aktivistengruppe und wollen diesem Mysterium ein Ende bereiten.

Leider lief unser Einbruchversuch schief und nun finden wir uns in einem abgeschlossenen Raum wieder. Unser Ziel: ausbrechen. Mit einem freundlichen «viel Spass» schliesst sich die Türe hinter uns, es ist dunkel und nur ein Monitor leuchtet schwach. Er zeigt die Zeit an – 01:00:00.

Etwas Neues aus Budapest

Escape Room nennt sich dieses Vergnügen. Ein Team von zwei bis maximal sechs Personen muss versuchen, aus einem oder mehreren Räumen zu entkommen. Man hat 60 Minuten Zeit dafür und kann bei Bedarf auch Hinweise erhalten, da die Verantwortlichen mit Hilfe von Kameras das

Geschehen immer beobachten. Aufeinander aufbauende Rätsel, die nach unserem Selbstversuch durchaus als knifflig einzustufen sind, erschweren dieses Unterfangen ungemein.

Reagenzgläser und Gummihandschuhe

Die Geister scheiden sich, wenn es um die Herkunft der Escape Rooms geht. Einige Quellen berichten von gelangweilten Programmierern aus dem Silicon Valley, während andere auf Japan als Geburtsland

sofort Hinweise. Aber wir merken schon schnell, ob ein Team in die richtige Richtung geht, und wenn es auf dem Holzweg ist, geben wir kleinere Tipps», erklärt die Geschäftsführerin Klauudia Horváthné.

29:56 zeigt die Uhr. Endlich sind alle Zahlen für das Kombinationsschloss an der Türe gefunden, doch welche Reihenfolge ist die richtige? Moment, lag da nicht etwas in der ersten Kiste? 29:38. Die Türe geht auf, aber wir sind noch längst nicht am Ziel. Ein Labor mit vielen Schrän-

Eine Stunde lang konzentriert man sich nur auf die Rätsel und vergisst alles, was ausserhalb ist.

verweisen. «Ich war bei Kumpels in Budapest, als ich zum ersten Mal einen Escape Room gesehen habe. Es gibt dort etwa 60 bis 70 Firmen, die so etwas anbieten», berichtet Norbert Kiss, Eigentümer der Escape Company. «Wir wollten etwas Eigenes machen und sahen, dass es hier in St. Gallen noch nichts gab, also entschieden wir uns dafür.»

32:17. Wir befinden uns noch im ersten Raum. Mittlerweile haben wir jede Kiste und jede Schublade zweimal durchwühlt. «Sollen wir nach einem Hinweis fragen?» «Bloss nicht, das schaffen wir auch so!» Trotz Teamgeistes kommen wir nicht weiter. Eine leichte Gereiztheit liegt in der Luft. «Wir geben natürlich nicht

Reagenzgläsern, Gummihandschuhen und Schutzbrillen eröffnet sich und sogleich machen wir uns wieder ans Werk, die nächsten Rätsel zu lösen.

«Manchmal fehlt nur ein kleines Stück im Puzzle oder die Teilnehmer arbeiten schlecht im Team zusammen. Wir hatten mal eine Gruppe, die nach 25 Minuten fast alles gelöst hatte, aber beim allerletzten Rätsel nicht weiterkam», so Horváthné.

14:22. Vermeintlich dachten wir schon, die Türe zum nächsten Raum sei geöffnet, jedoch entdecken wir noch ein weiteres Element. Was hat es mit diesen Druckplatten auf sich? Braucht es eine bestimmte Reihenfolge, oder sind die

Papierschnipsel von vorhin doch noch von Bedeutung? Nach einigem Hin und Her haben wir auch diese Aufgabe gelöst, betreten einen weiteren Raum. Ob die Freiheit wohl schon zum Greifen nahe ist?

Die Zeit schwindet, die Hektik steigt

10:19. Die Konzentration wird immer mehr durch Hektik und Stress verdrängt. 05:11. Nur noch Minuten, bis die Zeit vorbei ist. Die Nervosität ist stark gestiegen und das zu Beginn halbwegs koordinierte Handeln, ist einer fast schon hilflosen trial-and-error-Systematik gewichen.

Während ein Teil der Gruppe gespannt in einen kleinen Verteilerkasten blickt und versucht, mit Kabeln die richtigen Verbindungen zu stecken, experimentieren die anderen mit einem Laserpointer – 02:03. «Man sieht vor allem, dass die Leute ihren Kopf ausschalten können. Eine Stunde lang konzentriert man sich nur auf die Rätsel und vergisst alles, was ausserhalb ist.»

00:29. Die letzten Sekunden raffen nur so dahin und verzweifelt versuchen wir doch noch, die Aufgabe zu lösen. 00:12. Fluchworte fallen und Hektik beherrscht die Situation. 00:00 Ein lautes Raunen geht durch die Gruppe und wir staunen, wie schnell eine Stunde vorbeigehen kann und wir zurück in der Freiheit sind. Auf der zweiten Escape-Mission, welche Mitte November eröffnet wird, werden wir uns bestimmt erneut einsperren lassen.

All inclusive zum Partykönig

Eine WG-Party veranstalten, aber durch Sponsoring nie in die eigene Tasche greifen müssen? Das Wer, Wie und Warum des neuen Marketingkonzeptes.



TEXT ANNE REHBEIN

SOEBEN noch verzweifelt auf der Suche nach einem Plan für den Mittwochabend, da naht Rettung in Form einer Einladung zur nächsten Party: «Wir laden euch ein zu unserer legendären WG-Party! Ein Absturz garantiert!» Die Einladungen ähneln sich alle, handeln von Spass, Alkohol und einem unvergesslichen Abend. Doch seit kurzem ist wiederholt ein seltsames Phänomen aufgetreten. Die Aufforderung, etwas mitzubringen, ist von den Einladungen verschwunden. Auf Nachfrage beim Kollegen, wie das denn sein könne, erhält man die seltsame Antwort: «Wir haben Sponsoren.»

Sponsoring auf Bewerbung

Themenpartys in angesagten Klubs zu sponsern, ist für Getränkehersteller und auch die Tabakindustrie eine schon lange genutzte Werbe- und Testplattform. Und jetzt soll es das auch auf WG-Partys geben? Eine bessere Möglichkeit, um mit ihrer Hauptanspruchsgruppe, den jungen partyfreudigen Menschen, in Kontakt zu kommen, gibt es für die Getränke- und Tabakhersteller kaum. Wer sponsert und wie viel genau, ist jedoch eine schwieriger zu beantwortende Frage.

«Wir sorgen dafür, dass dein Kühlschrank voll ist, die Getränke kalt sind und der Abend legendär wird.» So wirbt die Partyguerilla GmbH, ein in Bayern gegründetes Start-up. Das Konzept funktioniert: Das WG-Party Sponsoring ist mittlerweile in drei Ländern und 51 Städten präsent, sponserte bereits 2250 Partys. Für ein Sponsoring bewerben kann sich jeder, der zwischen 18 und 30 Jahre alt ist, eine Party im privaten Rahmen feiern möchte und der Meinung ist, sein Party-Konzept sei kreativ. Welche Produkte von Partyguerilla am Ende genau zur Verfügung gestellt werden, ist von der Anzahl Gäste und dem Austragungsort abhängig, da ihre Partner von Stadt zu Stadt variieren. Neben grossen Unternehmen wie Partyguerilla bieten auch kleinere Hersteller Sponsorings und Rabatte für Studentenpartys an, in St. Gallen etwa Schützengarten.

Wohnzimmer als Werbepattform

Ob nun durch Facebook-Posts oder Fotos, namentliche Nennung der Sponsoren auf Einladungen oder durch das

Verteilen von Werbematerial auf der Party – Werbung und Marktforschung sind letztendlich das Ziel der Sponsoren. Partyguerilla schickt sogar einen eigenen Fotografen vorbei, um die feiernde Menge beim Konsumieren abzulichten. Die Bilder, die der Student Brand Manager auf den Partys macht, werden ausschliesslich für interne Dokumentationszwecke genutzt und nicht an unbeteiligte Dritte weitergegeben.

Letztendlich scheint der Deal also kein allzu schlechter zu sein. Nüchtern betrachtet, erhalten die Sponsoren einen unverfälschten, direkten Einblick in das Konsumverhalten ihrer Kunden. Genau darum ging es auch den beiden Gründern von Partyguerilla, Maximilian Hauck und Patrick Häfner, um eine «Chance für Marken, auf den ausfallensten Studenten-Partys mit dabei zu sein, ohne aufdringlich zu werden. Der Student bleibt dabei immer Herr seiner eigenen Party, es gibt keine werblichen Vorschriften», sagten die beiden in einem Interview. Es ist also kein einseitiger Profit, der hier erreicht wird, der Sponsor zieht auch seinen Gewinn daraus. Der Partygänger ist ein auf Konsumverhalten zu untersuchender potenzieller Kunde. Doch wie die Zahlen der Partyguerilla GmbH beweisen: Unter gewissen Bedingungen fungiert der Mensch gerne als Werbetrömmel und Versuchskaninchen.

Bild zvg



Freie Wahl oder schon gefangen?

Wir wählen unsere Zukunft frei. Und doch ist die propagierte Freiheit ein Scheinbild – heute halten uns Erwartungen und Verantwortung gefangen.



TEXT EVELYNE SCHLAURI

WIR sind frei in unserer Konfession, in unserem Charakter und unseren Zukunftsplänen. Uns stehen nicht nur drei Türen offen, sondern Hunderte. Wir sind eine verwöhnte Generation, für die freie Auswahl nicht mehr Luxus, sondern Grundrecht geworden ist. Und doch – wie frei sind wir wirklich in diesem System? Fühlen wir uns freier als Generationen vor uns? Werden wir noch gefragt oder schon überfordert?

Die scheinbar freie Wahl

Selbstverwirklichung funktioniert nicht ohne freie Entscheidungen, sie ist schon fast Prestige geworden. Ein neues Schlachtfeld, bei dem es gilt, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Jede Option birgt Erwartungen, Verantwortung, Rechtfertigung. Viele unserer Entscheidungen treffen wir für die Anderen, nicht für uns selbst. Wir treffen sie für Eltern, für unser Umfeld, das uns dafür respektiert oder gar bewundert. Für einen netten Lebenslauf. Wir haben die freie Auswahl, frei in unseren Entscheidungen sind wir aber deswegen nicht. Oder in Rousseaus Worten: «Die Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern, dass er nicht tun muss, was er nicht will.»

Zurück auf Anfang

Noch bevor wir etwas beginnen, sollten wir wissen, ob es uns liegt und wohin es uns führt. Denn wenn wir durch eine Tür gehen, dann fallen 99 hinter uns zu. Stillstand oder gar Rückschritt wird von unserem System nicht propagiert oder toleriert. Der rote Faden ist nicht mehr ein Nebenprodukt, er ist die Nabelschnur unserer Gesellschaft geworden. In unserem Spiel des Systems kommen wir nicht zum Ziel, wenn wir immer wieder zurück auf Anfang fallen. Jede Option, die wir wählen, muss ein Schritt nach vorne sein. Je mehr Optionen wir jedoch haben, desto eher können wir eine Falsche wählen, uns verlieren.

Überforderung und Unschlüssigkeit sind keine gefragten Kompetenzen. Also versuchen wir so zu wirken, als wüssten wir, was wir tun, getreu dem Motto: «Fake it 'til you make it.» Nur wenigen wagen den Sprung zurück auf Anfang. «Quereinsteiger» ist vielleicht in der einen oder

ILLUSTRATION DEBORAH MAYA BEELER

anderen Erfolgsrede ein romantisierter Begriff, bleibt aber ein Stiefkind unseres Systems. Ein Neubeginn ist ein Kraftakt. Den roten Faden zu kappen und einen neuen zu spinnen, bedeutet, einen Moment lang im freien Fall zu sein.

Dies ist kein Plädoyer für weniger Entscheidungsfreiheit. Wir sind privilegiert, keine Frage. Jedoch kommen mit den Privilegien auch Verantwortung, Erwartungen und Druck – nicht unbedingt Elemente einer Freiheitsdefinition. Am Ende müssen wir unsere Entscheidungen vor allem vor einem verantworten – vor uns selbst. Es ist leicht, durch eine falsche Tür zu gehen und sich auch mal zu verlieren. Die Schwierigkeit liegt darin, einen Schritt zurück zu wagen.



Potenzial für Grösse

Noch während der Studienzeit spielte man mit dem Gedanken, das Ganze auf einem grösseren Level aufzuziehen und auch finanziell in die Expansion zu investieren. Es wurde eine fünfte Person mit ins Team geholt, welche mit ihrem ETH-Hintergrund für die Programmierung zuständig gewesen wäre. Auch wenn Bedürfnis und Potenzial durchaus gegeben waren, so entschieden sie sich schlussendlich gegen die Ausweitung, da sie erkennen mussten, dass es genug andere gab, die diese Idee aufgriffen. So sind aus der Gruppe heraus zahlreiche Start-ups entstanden, die den Informationsüberfluss in Sharing Is Caring zu filtern versuchen und sich auf spezifische Bedürfnisse der Studierenden in der Gruppe professionell fokussieren. Eine gute Erfahrung war es laut Nikolais Aussage nichtsdestotrotz; so konnten die von Entrepreneurship begeisterten Freunde auf einer Art Spielweise erste Einblicke in die Aspekte der digitalen Welt und des Marketings erhaschen. Auch bezüglich des Aufbaus einer Community gewannen sie an Erkenntnissen: «Die Kommunikation zwischen den Studis nimmt manchmal ein wenig lustige Züge an», schmunzelt Nikolai. So kam es nicht selten vor, dass Studierende mittels eines Posts Sachen mit ihren WG-Kollegen tauschten, da die Kommunikation dieses Bedürfnisses zu Hause misslang.

Controlling durch Selbstzensur

Mittlerweile, über drei Jahre nach Aufsetzung, hat sich das Team auf zwei aktive Mitglieder reduziert. Nikolai Räber und Dennis Froesch bewirtschaften über ihre Studienzeit hinaus noch immer die Gruppe und stellen durch Selektion der unzähligen Anfragen sicher, dass der Kerngedanke der Gruppe bestehen bleibt. Zur weiteren Sicherung eines gewissen Qualitätsstandards achten die beiden auch auf das Einhalten rudimentärer Anstandsregeln sowie das Fernbleiben politischer Werbung von Banner und PinPost, denn der Bezug zur Universität sollte stets gegeben sein. Allerdings wollen sie dabei keinesfalls als Zensurstelle agieren, sondern übertragen diese Verantwortung gewissermassen stillschweigend an die Community. «Grundsätzlich kann jeder das Thema interpretieren, wie er oder sie will, dann wird diskutiert – und das ist okay so», meint Nikolai.

Von der Community, für die Community

Eine dieses Jahr getätigte Neuerung ist die zwischenzeitliche Ablösung des altbekannten Sharing Is Caring-Banners durch kommerzielle Werbung. «Diese Banner von Firmen sind ein Service, den wir mittlerweile anbieten, einfach weil es Firmen gibt, die es attraktiv finden, in dieser Gruppe etwas zu publizieren», so Nikolai. Das Potenzial als Marketing-Tool sollte in der Ausrichtung jedoch nicht Überhand gewinnen, und die Werbung darf nicht plakativ, sondern muss studiumsbezogen sein. Die Preise

variieren je nach Anfrage: Während grössere Firmen pro Tag 50 Franken für den Banner, 35 Franken für einen Pin-Post oder 70 Franken für eine Kombi bezahlen, wird von Vereinen und Start-ups ein symbolischer Beitrag von rund 10 bis 15 Franken verlangt. Während ein Teil der Einnahmen zur Deckung der Spesen und des Zeitaufwandes der letzten Jahre verwendet wird, fliesst das meiste Geld durch Spenden wieder an die Community zurück – gerade letztes wurden damit Betroffene der Flüchtlingskrise mittels einer Partnerschaft finanziell unterstützt.

Angesichts des hochgepriesenen Bezugs zur HSG ist es interessant, dass die Universität – abgesehen von den Bibliotheksdamen – noch nie auf die Gründer zugekommen ist. Nicht selten werden auf Sharing Is Caring auch Fragen beantwortet, die eigentlich in den Aufgabenbereich der Studienadministration gehören. Neben dieser Entlastung trägt die Plattform mit ihrer auch schon in den nationalen Medien in positivem Kontext kommunizierten Mentalität zum positiven Image der HSG bei. «Sie könnten mal danke sagen!», lacht Nikolai.

Heute Facebook, morgen Nirvana?

Doch wem müsste die HSG überhaupt danke sagen? Drei BIA-Absolventen und einem BWL-Studenten. Gemeinsam haben sie vor allem das Interesse für Unternehmertum mit Bezug zu gesellschaftlichen Problemen. Heute, nach ihrer Zeit an der HSG, haben sie verschiedene Social Impact Start-ups gegründet – Nikolai konkret entwickelt mit «WormUp» Wurmkompostsysteme für nachhaltige Haus-



halte und Communities. Daneben ist er auch bei der Social Enterprise «Velafrica» in Bern tätig, welche mit gesammelten Fahrrädern zur Förderung der hiesigen Mobilität Velo-Hubs in Afrika aufbaut. Und wie geht es mit Sharing Is Caring weiter, jetzt da die Gründer ihr Studium an der HSG beendet haben? «Wir haben uns noch gar nicht gross Gedanken darüber gemacht. Aber man muss jetzt auch mal realistisch sein: Irgendwann ist es schön gewesen und wenn irgendjemand diese Gruppe weiterkurieren will, dann ist das okay», meint Nikolai und setzt nach: «Aber wir haben nicht vor, sie am 1. Januar 2016 zu löschen und alle Studenten ins Nirvana der Kommunikationslosigkeit zu schicken.»

Es jodelt vom Rosenberg herunter

An der HSG besinnen sich Studenten auf eine bestimmte Tradition zurück, die in den Alpen schon seit Langem benutzt wird, um das Vieh zusammenzutreiben: Jodeln ist in.

FÜR all diejenigen, welche den Zusammenhang zwischen Alpwirtschaft und der HSG nicht erkennen: «Jodel» ist eine App. 2012 studierte der deutsche Alessio Borgmeyer in San Diego und gründete mit Freunden einen Messenger genannt tellM, mit welchem man unter Freunden anonym chatten konnte. Aufgrund mangelnder Geschehnisse erlahmte dieser Messenger allerdings ziemlich bald. Zurück in Deutschland und Student in Aachen, machte sich Alessio daran, die Inputs partizipierender Kollegen, welche den Fokus vom Verfasser weg auf die Quantität der Einträge legten, umzusetzen. Im Oktober 2014 erblickte sodann Jodel in Aachen das Licht der Welt. Das Team dahinter bestand anfänglich aus vier jungen Menschen, hat sich mittlerweile jedoch auf sieben Köpfe (siehe Bild) ohne klar abgegrenzte Aufgabenverteilung ausgeweitet.

Gleiche Wetterlage

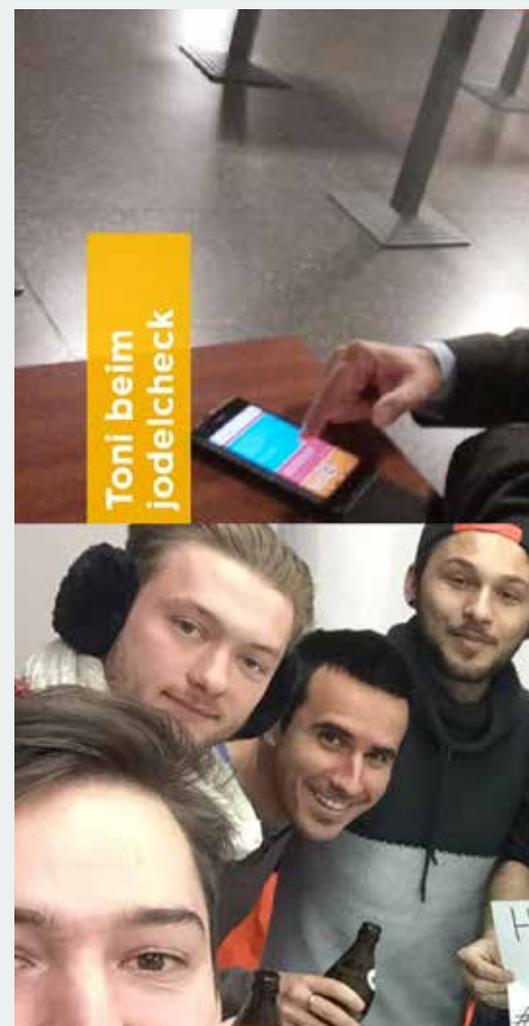
Das Prinzip hinter Jodel ist simpel: Jede Person kann einen kurzen Text verfassen oder ein Foto hochladen und alle anderen Nutzer in der Nähe können dies sehen. Jodel – so werden die Posts genannt – können daraufhin upgevotet, was dem gleichen Prinzip wie «liken» entspricht, oder alternativ downgevotet werden. Falls der eigene Post upgevotet wird, erhält der Verfasser zwei Karma-Punkte, falls er downgevotet wird, minus zehn. Wenn man einen fremden Jodel bewertet, egal ob positiv oder negativ, gibt es auch zwei Punkte. Bei der Bewertung eigener Jodel geschieht

nichts. Das gleiche Bewertungsschema gilt auch bei Kommentaren, welche zu jedem Jodel erstellt werden können. «Die Jodel-App legt den Schwerpunkt auf den Ort des Posts, und nicht auf den Verfasser», meinte Tim vom Kernteam zum Erfolg von Jodel. Alle innerhalb eines zehn Kilometer Radius können die Posts sehen, somit hat die Leserschaft oftmals Gemeinsamkeiten mit dem Verfasser, beispielsweise die gleiche Wetterlage, den gleichen Grossanlass oder die gleiche Universität. Der Vorteil von Jodel gegenüber anderen Plattformen wie Instagram, Facebook oder Snapchat liegt auf der Hand: Man hat eine direkte Audienz. Die Leute müssen einander nicht folgen, nein, man wird automatisch gelesen.

Pimmelstädte regieren

Momentan ist Jodel vor allem in Deutschland, Schweden und Spanien stark verbreitet, doch langsam etabliert sich die App auch in der Schweiz, Österreich und dem Rest Skandinaviens. Die Hotspots sind die Gründungsstadt Aachen, aber auch Passau und Mannheim. Alle drei sind kleine Städte mit einem prozentual hohen Studentenanteil. Doch nicht nur hier kann eine Parallele zu St.Gallen gezogen werden, denn Aachen ist wie St.Gallen eine Pimmelstadt – um es mit den Worten von Alessio auszudrücken –, da viel mehr Studierende Männer sind. «St.Gallen ist Kernstandort von Jodel in der Schweiz, auch wenn es in Zürich mittlerweile mehr Jodler gibt», erzählte mir Tim. Der Erfolgsfaktor Nummer eins sei der lokale Zusammenhalt:

St.Gallen sei dafür genug klein, aber auch genug gross, dass immer etwas laufe. Wenn jemand seinen Dildo auf dem Fenstersims vergisst, wird von einem Passanten ein Foto auf Jodel gestellt. Kurze Zeit später dann das Foto mitsamt Dildo vom Innern des Zimmers. Ja, dieser Post wurde von Tim in höchsten Tönen gefeiert. Auch in Basel und Bern wachse die Community täglich. «Wenn das Mädel in der Reihe vor mir jetzt nochmal das



Handy auspackt und weiter Hörsaal Selfies macht leg ich ihr meinen Penis auf den Kopf. #verdient.» Dies ist mit 863 Upvotes der beste Jodel bisher, gepostet in Aachen. Falls die Frage auftaucht, wie so viele Likes möglich sind: Dieser Post wurde noch mit dem alten Algorithmus gepostet, wo ein Top Jodel ewig in der Bestenliste blieb. Heutzutage aktualisiert sich diese Liste regelmässig, weshalb eine solche Anzahl an Upvotes fast nicht



mehr möglich ist. An der HSG besteht der beste Jodel mit 462 Upvotes aus einem Bild von Toni Brunner beim Jodeln nach der Elefantenrunde von Vimentis letzten Monat – übrigens von einem prisma Redaktor stammend. Mit 317 Upvotes und damit auf dem zweiten Platz in St.Gallen ist der nachfolgende Post: «Ich feier den Typen, der einer Studentin ihr FIBU Skript geklaut hat. Sie es auf Sharing is Caring postet und er so bei der Rückgabe mit ihr ins Gespräch kommen kann. #youareafuckinlegend #nobelpreisverdächtig #HSGGenius.» Über Karma redet man ja nicht, was ein ungeschriebenes Gesetz ist, trotzdem kurz einige Angaben dazu: In Aachen gibt es Jodler mit über 1 000 000 Karma, während in St.Gallen mittlerweile die 150 000 geknackt wurden.

Da die App weder etwas kostet, noch Werbung aufgeschaltet wird, ist die Frage nach der Finanzierung einfach geklärt: Investoren. Kurz- bis mittelfristig wird dies auch so bleiben, denn zuerst wollen die Betreiber User gewinnen, bevor es an die Monetarisierung geht.

In näherer Zukunft liegt der Schwerpunkt vor allem auf der Produktentwicklung, bald kommt ein Update mit neuen Features heraus. «Wir wollen den Markt der lokalen Kommunikation weiter erobern», sagt Tim.

Frei von Verantwortung?

Heisst Anonymität, dass man schreiben kann, was man will? In Amerika kursiert eine ähnliche App wie Jodel, genannt «YikYak», welche nicht

zuletzt für ihre Fälle von Mobbing bekannt ist. In diesem Zusammenhang ist vor allem der Fall von Elizabeth Long aus Atlanta zu erwähnen, welcher im Business Insider erzählt wurde: Als 17-jährige Studentin beging sie einen erfolglosen Suizidversuch, landete daraufhin im Spital und als Folge in einer Depression. Auf YikYak wurde kurz darauf «Elizabeth Long needs to stop bitching about how she almost killed herself and go ahead and do it» gepostet. Wie löst Jodel das Problem der uneingeschränkten Anonymität? In einem früheren Interview mit Bento erklärte Alessio von Jodel, dass die Jodel Community noch kein Hassmob sei; alles sei sehr friedlich.

Auch Tim stimmt dem bei und führt aus: «Das wichtigste Kontrollorgan sind die Jodler selbst, da ein Post bei fünf Downvotes verschwindet. Somit verschwinden beleidigende, anstössige oder belästigende Beiträge eigentlich immer sehr schnell. Ansonsten kann man einzelne Jodel auch melden, dann beschäftigt sich ein Moderator damit. Als Folge kann ein Jodel-User entfernt und somit die App erst wieder benutzt werden, wenn ein neues Smartphone gekauft wird.» Obwohl die Jodel-Betreiber keinen Zugriff auf die Telefonnummern ihrer User haben, können sie mittels der Accountnummer ihrer User deren Aktivität mitverfolgen und sie gegebenenfalls auch sperren.

Bilder Jonas Streule/zvg



TEXT SAMUEL HOLENSTEIN

Elitepartner war gestern: Richtig bidden für die Liebe

Einsame Studenten aufgepasst! prisma hat für euch herausgefunden, in welchen ReKo-Kursen ihr das andere Geschlecht besonders häufig antrefft.



TEXT FLORIAN BENKHALIFA

An der HSG herrscht bisweilen ein rücksichtsloses und beinahe mechanisch anmutendes Konkurrenzklima. Viele Studenten fühlen sich einsam. Da hilft es nicht, dass die Geschlechterverteilung an dieser Institution bekanntermassen ungünstig ist und eines ganz klar fehlt: Romantik. Doch es gibt sie noch: die Kurse, in denen Amors Pfeile treffen. prisma hat diese seltenen Schätze für euch ausfindig gemacht.

Forschungsdesign

Beim Bidding gilt es eine Vielzahl an Faktoren zu berücksichtigen. Während der ambitionierte Student seine ReKo-Kurse nach Kriterien wie Kursinhalt, Dozent und eventuell tiefgreifenden Erkenntnissen über das Leben auswählt, sehnen sich einige arme Gestalten vor allem nach zwischenmenschlicher Nähe in den Vorlesungen. Um jenen Betroffenen Abhilfe zu verschaffen und der Liebe auch an der HSG eine Chance zu geben, hat es sich prisma zur Aufgabe gemacht, die Blackbox «Geschlechterquote» der einzelnen Kurse zu dechiffrieren. Wir prä-

TEXT AXEL MITBAUER

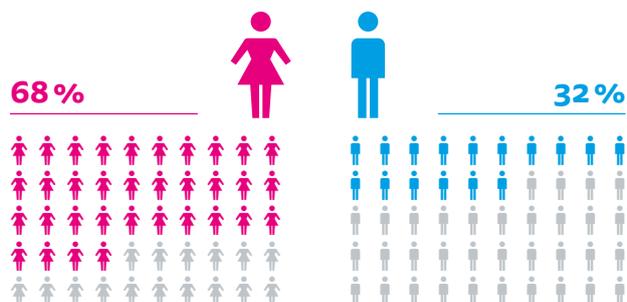
sentieren euch nun eine Auswahl an Tipps und Kursen, die euch eurem Liebesglück ein Stückchen näher bringen werden.

Untersucht wurden sämtliche 34 ReKo-Kurse der Bachelorstufe des Herbstsemesters 2015 hinsichtlich ihrer Geschlechterquoten, um Rückschlüsse über die Biddingpräferenzen der beiden Geschlechter abzuleiten. Um die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit zu garantieren, wurden die Daten mit modernsten Evaluationsprogrammen ausgewertet. An dieser Stelle bedankt sich das prisma-Team für die grosse Hilfsbereitschaft der Kommissionen bei der Datenerhebung.

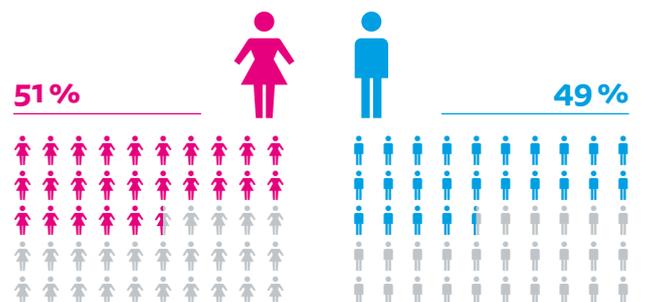
Der Median der Männerquote liegt bei ganzen 70,4%. Schwer zu verdauen. In 50 % der Kurse tummeln sich im Schnitt mehr als 2,3 Mal so viele Männer wie Frauen. Für Frauen und Männer gleichermaßen unangenehm.

Im Gesamtmittel kommen die HSG-Kurse auf eine 34 prozentige Frauenquote bei einer Standardabweichung der Geschlechterquote von 0,14. In lediglich 18,52 % aller ReKo-Kurse lässt sich ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis ($40\% < x < 60\%$) beobachten. Es überrascht

Unsere vier Gewinner



Körper, Sexualität und Gender: Stereotype Gender-Rollen in der Populärkultur: Mit einer Frauenquote von sagenhaften 68% erlangt dieser Kurs unangefochten die Poleposition für Männer.



Food, Culture and Society: Liebe geht durch den Magen: Mit einer Männerquote von 49% herrscht hier das optimalste Geschlechterverhältnis. In diesem Kurs findet jeder einen Tanzpartner.

prisma hat nachgerechnetDie ganze Statistik und Rangliste findest du auf www.prisma-hsg.ch.

schon ein wenig: Kurse mit weiblichem Lehrpersonal ziehen nicht vermehrt Frauen an und helfen uns so auf unserer Liebesmission wenig weiter. Des Weiteren haben weder Wochentage noch Art des Prüfungsformats oder Kurssprache einen signifikanten Einfluss auf die Quoten.

Der Risikoaffine setzt auf kleine Kurse

Aus statistischer Sicht verwundert es nicht, dass bei kleinen Kursen eine höhere Chance auf Ausreisser besteht. Je kleiner die Stichprobengrösse n , desto weniger aussagekräftig ist der Stichprobenmittelwert für den Mittelwert der Grundgesamtheit. In den Top 5 und Flop 5 sind sämtliche kleinen Kurse (<35 Teilnehmer) vertreten. Dementsprechend setzt der risikoaffine Liebessuchende alles auf eine Karte und wählt Kurse mit verhältnismässig geringer Teilnehmerzahl. Wer sich an einen Durchschnitt von 50 Teilnehmern hält, trifft zwar nicht auf die optimale Flirtumgebung, kann aber mit soliden Quoten rechnen. Der Risikoaffine hingegen ist im Glücksfall der Hahn im Korb, landet aber auch ganz schnell im Wurstsalat.

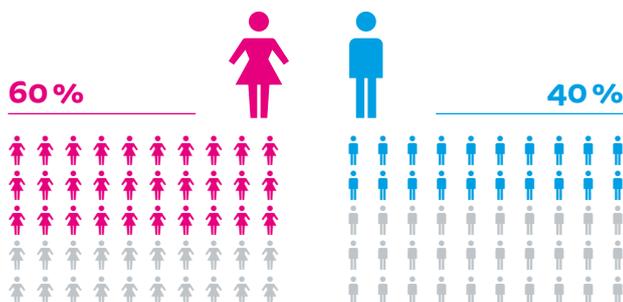
Französisch gilt ja gemeinhin als Sprache der Liebe. An der HSG scheint das weibliche Geschlecht jedoch die englische Sprache zu präferieren. Auffällig ist ein akzeptabler Mittelwert der Frauenquote von 45 % bei ReKo-Kursen, die einen oder mehrere Anglizismen in ihrem Titel besitzen. Damit weicht der Durchschnittswert der Frauenquote in jenen Kursen signifikant von den 34 % der Grundgesamtheit ab.

Wer auf Kurse mit dem Themenschwerpunkt Theater, Cineographie und Filme setzt, hat gute Karten. Der Kurs «The Stories Films Tell: Narratology and Cinema» besticht mit einer überdurchschnittlich hohen Frauenquote von 60 % und sorgt für den einen oder anderen schon während der Vorlesung für Bollywoodstimmung. Auch der Kurs «All the World's a Stage: Rollenspiele in Politik Gesellschaft und Theater» glänzt mit einer Frauenquote von 57 % und beweist, dass ein bisschen Drama bei der Kursauswahl nicht schadet.

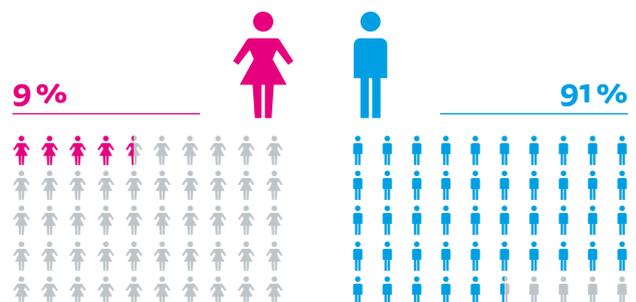
Frauen setzen gerne auf Sex

Kurse mit dem Wort «Sex» im Titel stehen bei Frauen besonders hoch im Kurs. So errangen die Kurse «Körper, Sexualität und Gender: Konzepte der Geschlechterforschung» und «Sex and the City: Stereotype Gender-Rollen in der Populärkultur» die absoluten Topplatzierungen mit einer Frauenquote von 68 % und 63 %. Sie senden damit ein eindeutiges Signal: HSG-Studentinnen stehen zu ihrer Sexualität und hegen ein freies und offenes Verhältnis zu ihrem Körper.

Dahingehend enttäuschend liegt der Kurs «Familienbände, Ökonomie und Liebe», abgeschlagen mit einer Frauenquote von 10 % auf dem letzten Platz der Rangliste. In Kombination mit dem Kurs «Schulden, eine philosophische Analyse» (Männerquote von 81 %) bereiten sich die männlichen Studenten hier auf ihr Dasein als Familienväter vor.



The Stories Films Tell: Narratology and Cinema: Englischsprachige Studenten suchen am besten hier ihr Liebesglück. Von allen englischen Kursen hat dieser mit 60 % die höchste Frauenquote.



Familienbände, Ökonomie und Liebe: Obgleich der Kurs eine unausgeglichene Geschlechterquote (Männer 21, Frauen 2) hat, gehört er zweifellos zu den Gewinnern. Hier zeigen sich mutige Männer von ihrer fürsorglichen Seite.

Zwei Welten: erste Begegnung

TEXTE/BILDER LIVIA EICHENBERGER



Ja klar, mein Vater fährt genau den gleichen!

Boah, hast du den Porsche vorhin gesehen?

Max und Philipp sind auf dem Weg zur Finance-Vorlesung.

Boah, nein, wie kitschig!



Wie weit bist du eigentlich mit deiner Arbeit über soziale Ungerechtigkeit in Bangladesch?

Ich bin leider noch nicht sehr weit, da ich noch bei einem Hilfsprojekt für Kenia mitgearbeitet habe. Diese Menschen tun mir so leid!

Leo und Kira kommen von einem IA-Pflichtkurs.



Argh!!!

Huch!!!

Eine Sekunde ungeachtet und schon prallen Leo und Max ineinander.



Ich steh ja sonst nicht so auf diese IA-Studentinnen, aber die vorhin sah ja echt gut aus!

Danke dir! Das ist echt lieb!

Bitte entschuldige! Hier, dein Buch.



Hmm, der war eigentlich noch ganz süß!

Mein Gott, das war so ein Vollidiot!



Ist jetzt nicht dein Ernst, oder?!



Vergiss diesen eingebildeten BWL-Schnösel! Der ist nichts für dich!

Ich krieg diesen süßen Typen von vorhin einfach nicht mehr aus dem Kopf! Ich muss ihn unbedingt wiedersehen!

Drei Stunden später in der Lernzone...



Shhhh!!!

Nicht nur Kira stört sich an Leos Schwärmerei...

Oh nein, sie findet ihn doof! Aber er scheint so anders zu sein!



... und dann mit nominaler Verzinsung ... Max, hörst du mir überhaupt zu?



Zur gleichen Zeit in der B-Mensa...

Tut mir leid Philipp, ich bin ein bisschen abgelenkt.

Hey nein, Alter, du hast eine so viel geilere Frau verdient als die! Weisst du, wie das ausschauen würde - ihr beide zusammen?!

Ich muss die ganze Zeit an diese süsse IA-Studentin denken! Ich würde sie echt gerne wiedersehen!



Oh, hi! Wie geht es dir? Bitte entschuldige noch einmal wegen vorhin! Ich hoffe, die Bücher sind noch alle heil!

Was soll ich bloss machen? Meine beste Freundin meint, er sei nichts für mich, doch mein Herz sagt mir was anderes!



Einige Stunden später an der Bushaltestelle...



Hey! Gar kein Problem! Es freut mich sehr, dich wiederzusehen!

Hättest du Lust, mal einen Kaffee trinken zu gehen?



Ja klar, sehr gerne!



Trotz Gegensätzen verstehen sich die beiden auf Anhieb.



HSG Short News



Die Tickets des HSG-Balls waren hart umkämpft ↑

Kunstmöbel in der Bib

Mit den neu angeschafften Sitzgelegenheiten und Arbeitsnischen kam zu Semesterbeginn nicht nur Farbe in die Bibliothek, sondern auch Kunst zum Anfassen. Dank eines gelangweilten Mitstudenten durften wir von «Verspottet» vernehmen, dass es sich dabei um Stücke aus der Kollektion von Vitra handelt. Verspottet wurden weniger die Möbel, welche auf positive Resonanz stossen, sondern mehr der Preis. Zu welchen Konditionen diese tatsächlich eingekauft wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Es bleibt zu hoffen, dass sich ein HSG-Alumnus in der Geschäftsleitung der Vitra befindet. Man munkelt, bei einer Möblierung in dieser Preiskategorie dürfte sich auch aufkeimendes Heimweh der Assessment Studenten in Grenzen halten, welche emsig arbeitend die Bibliothek bevölkern.



Handel mit Ball-Tickets

Der Schwarzmarkt blühte, es wurden Tickets gehandelt für den HSG-Ball, als ginge es um ein WM-Endspiel. Die Reaktionen der Studenten darauf sind gemischt, von denjenigen, welche es einfach nur unfair finden, bis zu jenen, welche voller Stolz verkünden, das sei eben HSG, das sei freie Marktwirtschaft. Welchen Standpunkt man auch einnimmt, wer eine Woche vor dem Ball ein Ticket wollte, bezahlte erheblich mehr. Es spricht für die Qualität und die Organisatoren des Balls, dass die Nachfrage so hoch war und unterstreicht den Ruf des Balls, als den Event des Jahres am Rosenberg. Als lobenswerten Ausreisser sei an dieser Stelle der Auktionator erwähnt, welcher seine gewonnenen Tickets für einen guten Zweck versteigerte und den Erlös «Stand for Trees» zugutekommen liess.

Neue Türschlösser für die Klavierzimmer

Es war ein offenes Geheimnis an der HSG. Weil sich die Musikzimmer im Keller der Bibliothek von innen verschliessen lassen, wurde oft gemunkelt, es werde dort nicht nur

musiziert. In der Lernphase im Sommer sind sogar Beweisstücke aufgetaucht, die den Verdacht bestätigen. Die nichtmusikalischen Orgasmen in den Klavierzimmern unterhalb der Bibliothek finden nun aber mit neuen Schlössern ein Ende. Dies gemäss Aussage der offiziellen Stellen, um den Sicherheitsvorschriften bei einem Brand zu entsprechen. Die Drehknopfzylinder sind aus brandschutztechnischen Gründen entfernt worden, weil sich im Brandfall das Metall mitaufwärmen würde und die Flucht aus dem Raum erschwert. Dies bestätigt HSG-Kommunikationsverantwortlicher Marius Hasenböhler-Backes. «Wie haben keine Anhaltspunkte für die von [prisma] beschriebenen Gerüchte.»



Ökologisches Licht

Die Bibliothek verfügt nun neu auch über LED Lampen. «LED-Lampen haben eine längere Lebensdauer und sind energieeffizienter als die bisherigen Leuchtmittel», meldet die Bibliothek im Studentweb. Sie seien umweltschonender und helfen, den CO₂-Abdruck der HSG zu verbessern. Es bleibt zu hoffen, das dem einen oder anderen Studenten sein Licht nun etwas ökologischer aufgeht.

Bilder Livia Eichenberger, Verspottet HSG/Facebook, Silvan Aeschlimann



TEXT YANNIK BREITENSTEIN



Drehscheibe für Flüchtlingsfragen

Die HSG als öffentliche Institution will St. Gallen in Flüchtlingsfragen unterstützen und hat die «Taskforce Migration» ins Leben gerufen.



TEXT NINA AMANN

ÜBER 50 Millionen Menschen sind zur Zeit auf der Flucht. Wenn auch die grossen Flüchtlingsströme in die Schweiz bisher ausgeblieben sind: Bund und Kantone sind gefordert und müssen für grosse Migrationswellen gerüstet sein. Der Kanton St. Gallen nimmt derzeit wöchentlich über 60 Flüchtlinge auf und rekrutiert Hunderte von Zivilschutzplätzen, um so den Bund zu unterstützen. Auch die Universität St. Gallen will hier als kantonale Institution einen Beitrag leisten, schliesslich hat dies Tradition an unserer Alma mater: Im Zweiten Weltkrieg kamen Flüchtlinge, unter anderem aus Polen, an die HSG, 1956 aus Ungarn, 1968 aus der Tschechoslowakei.

Ende September hat das Rektorat der HSG deshalb die Taskforce Migration ins Leben gerufen, mit dem Bestreben, Stadt und Kanton in ihren Aufgaben zu unterstützen. «Wir wollen als Taskforce Migration eine zentrale Anlaufstelle sein, die Informationen intern und extern weitergibt, Angebote koordiniert und als Ansprechstelle für Kanton, Zivilgesellschaft und universitätsinternen Anspruchsgruppen fungiert», sagt Sebastian Bekemeier, Leiter des Projektbüros.

Interne und externe Drehscheibe

Es sei an der Uni offensichtlich ein präsenes Thema mit Handlungsbedarf, sagt Bekemeier. Viele Professoren und Studenten hätten schon nachgefragt, wie man sinnvoll helfen könne. «Hier wollen wir eine Drehscheibenfunktion wahrnehmen.» Die Taskforce Migration dient als Stelle zur Klärung des jeweiligen Hilfsbedarfs und in enger Abstimmung mit den kantonalen Behörden und Institutionen als Ansprechstelle für Fragen zur Flüchtlings- und Migrationsproblematik. Wollen zum Beispiel mehrere Studenten Sprachkurse für Flüchtlinge anbieten, kann

die Taskforce vermitteln und dabei helfen, diese Kurse systematisch zu koordinieren. Auch für Aktionen wie das Fussballturnier von Docnet und SHSG (siehe auch Seite 39) kann die Taskforce als erste Anlaufstelle dienen. «Wir kümmern uns auch um Tätigkeiten ohne direkten Bezug zu den Kernaufgaben der HSG», sagt Bekemeier.

Gleichzeitig wolle man aber auch abklären, wie und in welcher Form Flüchtlinge an der HSG studieren könnten. Das seien vor allem rechtliche Fragen, aber auch Aspekte der Finanzierung. Zudem plane man für das Frühlingssemester öffentliche Vorlesungen. «Wir haben schliesslich auch einen Informationsauftrag gegenüber der Zivilgesellschaft.»

Informationsauftrag wahrnehmen

«Es ist eine grosse Hilfsbereitschaft vorhanden bei Professoren und Studenten», an diese wolle die Taskforce anknüpfen. Momentan sei man noch viel mit Aufbauarbeiten und der Koordination mit Behörden und Flüchtlingszentren beschäftigt. «Wir müssen zunächst einmal klären, inwiefern wir als Universität sinnvoll etwas beitragen können», sagt Bekemeier. Auch langfristige Fragen sollen an der Universität diskutiert werden, etwa wie man in diesem Feld forschen könne. Schliesslich gehe man davon aus, dass dies keine Thematik sei, die in einem halben Jahr erledigt sein wird. «Als öffentliche Institution des Kantons gehört es zum Grundauftrag der Universität, sich in dieser Sache einzubringen», sagt Bekemeier. So ist die Taskforce auch abgestützt durch Professoren und Rektorat: Die Professoren Christoph Frei und Günter Müller-Stewens leiten die Taskforce, Ulrike Landfester ist als zuständiges Rektoratsmitglied involviert.

Bild Docnet

Was bedeutet Freiheit für dich?



UMFRAGE/BILDER JONAS STREULE UND STEPHANIE RÜEGGER

Florin, MBI



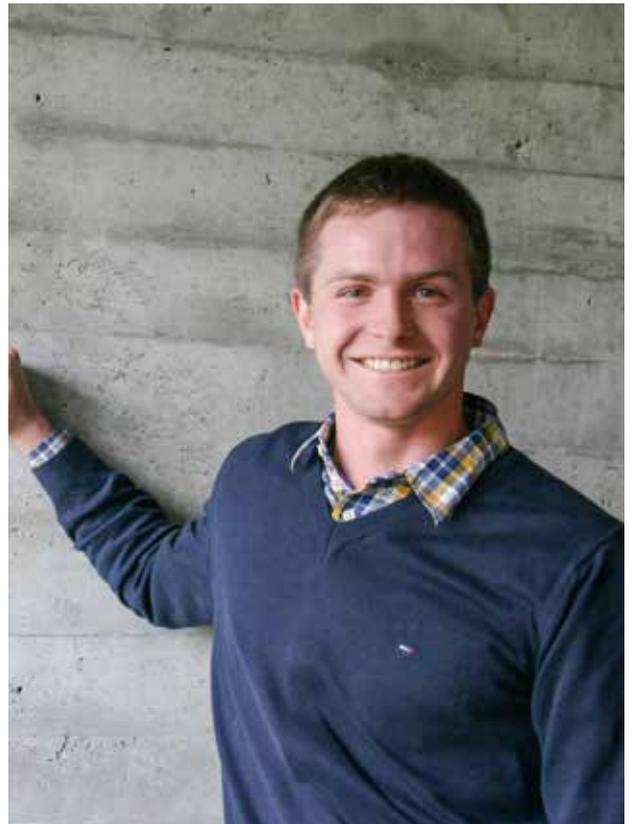
«Für mich ist mein Hobby, das Segeln, die absolute Freiheit. Es ist ein tolles Gefühl, von der Aussenwelt abgeschnitten und unabhängig zu sein. Man hat dabei Zeit für sich und kann das Leben so richtig geniessen. Der Studienstress mit allen Verpflichtungen nimmt einem diese Freiheit nach Semesterbeginn dann wieder schnell genug.»



Noemi, Assessment



«Nicht an die Prüfungen gebunden zu sein, würde für mich schon ein grosses Stück Freiheit bedeuten. Ohne Leistungsdruck, Krankheit und mit genug Geld ist man wohl ziemlich frei im Allgemeinen. Klar hat man im Alltag Pflichten, aber ich persönlich fühle ich mich hier in der Schweiz sehr frei.»



Florian, MBI



«Ich lebe meine persönliche Freiheit vor allem beim Bergsteigen aus: Endlich aus dem Nebel aufzutauchen und über mir nur freien Himmel zu sehen, oder einfach hinzugehen, wo ich gerade möchte, bedeutet mir sehr viel. Sobald ich endlich von meiner Masterarbeit frei bin, will ich das auch wieder machen.»



Isabella, Assessment

«Freiheit bedeutet für mich, zu tun und zu lassen, was ich will; die finanzielle Freiheit zu haben, zu reisen und einfach uneingeschränkt zu sein. Dazu gehört natürlich auch ein gewisses finanzielles Polster, um dabei nicht von den Eltern abhängig zu sein.»



← René, Assessment

«Wenn ich tun und lassen kann, was ich will, oder hingehen, wo immer ich will, das ist für mich richtige Freiheit. Leider begeben mich selbst regelmäßig in Unfreiheit, wenn ich wieder zu viel Arbeit aufschiebe und dann wieder viel Zeit in der Bib mit Nachholen verbringen muss.»

Livia, Assessment

«Reisen, Musik machen, tun, was ich will und nicht in der Bib vom Notendruck eingeschlossen zu sein, wäre für mich Freiheit. Ganz besonders frei fühlte ich mich im Sommer in Südafrika bei einem Fallschirmsprung.»



Julian, BBWL

«Absolut uneingeschränkt zu sein in seinen Handlungen, würde ich als die ultimative Freiheit bezeichnen. Dazu muss man auch die finanziellen Möglichkeiten haben, also kann Geld auch einfach Freiheit bedeuten. Prinzipiell sind wir eh alle auf eine Art unfrei; im politischen Sinne würde unsere Gesellschaft sonst auch nicht funktionieren.»



Das Kolmar'sche Freiheitsprinzip

Macht der zweite Porsche im dritten Ferienhaus wirklich frei? Unsere Umfrage hat gezeigt, dass Freiheit eng mit Wohlstand verknüpft ist. Martin Kolmar beleuchtet dieses Thema ökonomisch und philosophisch.



INTERVIEW STEPHANIE RÜEGGER

SOZIALWISSENSCHAFTLICH gesehen, erklärt Martin Kolmar, ist Geld eine Konvention: «Geld hat eine spezielle Ontologie – nur solange wir daran glauben, dass es existiert, existiert es auch.» Um eine Verbindung zwischen Geld und Freiheit herstellen zu können, müsse man sich aber auf eine metaphorische Ebene begeben. Er erläutert: «Wenn jemand sagt, Geld gebe ihm Freiheit, dann ist nicht dieses ontologische Etwas gemeint, sondern ein Mittel, das es ihm ermöglicht, seinen Willen in die Aussenwelt zu verlängern.»

Macht Konsum frei?

«Einer der Grundmythen unserer Gesellschaft ist, dass wir bestimmte existenzielle Probleme durch Konsum befriedigen können», meint der Professor. Je mehr man seine Vorstellungen vom guten Leben an Materielles binde, desto eher verfallt man der Idee, durch Konsum ein erfülltes Leben erlangen zu können. Umso schwieriger werde es aber auch, seine Bedürfnisse zu stillen. «Ob der zweite Porsche im dritten Ferienhaus dann wirklich das Sinnversprechen, dessen Einlösung man sich erhofft, erfüllt, muss jeder für sich selbst entscheiden», lacht er. Es brauche Zeit zu erkennen, inwieweit Geld frei mache: «Uns ist ein pawlowscher Reflex anezogen: Wenn wir Geld sehen, setzt Speichelfluss ein. Das zu korrigieren ist aufwendig, selbst wenn man bald merkt, dass dieser Reflex einem nicht gut tut.» Zu Beginn ihrer Karriere seien viele zu dieser Einsicht noch nicht gekommen, meint Kolmar: «Das geschieht durch Frustration – indem man merkt, dass man der Idee verfallen ist, die Spielräume, die einem Geld ohne Zweifel verschaffen, die wichtigen Spielräume sind und der nächste Konsumakt nun aber dauerhaft ein bestimmtes Bedürfnis befriedigt. Und irgendwann muss man einsehen, dass das nicht stimmt.»

Was ist Freiheit?

«Durch unser soziales Umfeld werden wir stark geprägt», erklärt der Professor. Der derzeitige Trend gehe dahin, das



Humboldtsche Bildungsideal einer zweckfreien Persönlichkeitsbildung zu Gunsten einer Vorbereitung für den Arbeitsmarkt zu ersetzen: «Trotzdem hat jeder die Möglichkeit, Dinge zu hinterfragen und seine Einstellung dazu zu ändern. Freiheit ist im Wesentlichen eine Haltung den Dingen gegenüber. Wir reden aus historisch nachvollziehbaren Gründen fast ausschliesslich über äussere Freiheit; wenn wir aber bei der Haltung den Dingen gegenüber ansetzen, meinen wir innere Freiheit, Autonomie. Diese scheint mir für ein erfülltes Leben wichtiger zu sein.» Zur Beziehung von Arbeit und Freizeit stellt er klar: «Es wird oft die Wichtigkeit einer Work-Life-Balance betont. Das impliziert zwei widersprüchliche Narrative: Zum einen herrscht eine protestantisch geprägte Auffassung von Arbeit vor, nämlich dass diese dem Leben Erfüllung gibt. Zum anderen grenzen wir davon eine «sinnvolle» Freizeit ab. Aber es ist doch furchtbar, einen grossen Teil seines Tages mit etwas zu verbringen, das einem nicht intrinsisch wichtig ist.» Laut Kolmar ist es deshalb essenziell, für sich etwas Sinnstiftendes zu finden, und diese Unterscheidung überflüssig zu machen. «Ob das im Endeffekt viel Geld einbringt, sei dahingestellt. Man erreicht so aber eher das Ideal der Autonomie.» Geld allein hingegen garantiere dies nicht.

Bild Hannes Thalmann/HSG

Wer ankommt, muss losgelaufen sein

Von den Studenten wird er geliebt, in seinen Vorlesungen hört man von ihm häufiger den Ausspruch «gut so». Genau so sei auch sein Leben. Doch wie ist der Strahle-Professor ausserhalb des Hörsaales?



TEXT/BILDER KETO SCHUMACHER



Am liebsten liegt er auf dem Sofa. Beide Beine über die Seitenlehne strecken und mit den Augen ein Schriftstück verschlingen, das ist eine der Lieblingsbeschäftigungen von Christoph Frei. Dabei sieht er von der Liegegarnitur aus dem Erker hinaus über den Osten St. Gallens. Das Sofa fügt sich gut in den modern-eleganten Wohn-Ess-Bereich ein. In der Wohnung ist Kunst omnipräsent. Wohin man schaut, findet man Bilder und Skulpturen. Er habe sich schon von seinem ersten Lohn Kunst gekauft. Auch Künstler aus der Region schaffen den Sprung in seine Wohnung, etwa der Altstätter Ferdinand Gehr oder der St. Galler Ernst Boda.

Die eigenen vier Wände als Lieblingssort

Die Wohnung teilt Frei mit seiner Frau, welche er liebevoll Michi nennt, und dem Trüffelhund Bellini. Der Trüffelhund sei vielleicht auch ein wenig Kinderersatz, meint er mit Blick auf die Futternäpfe im Bad. Hund Bellini hat als Namensvetter einen italienischen Komponisten. Damit passt er gut in die Familie; Michi ist klassisch ausgebildete Sängerin. Erst vor fünf Jahren hat Frei die Sängerin geheiratet. Seit er mit ihr zusammen ist, sei er nirgends so gerne wie zu Hause. Nachdem er lange Zeit rastlos war, geniesst er hier die Ruhe.

Geboren wurde Christoph Frei 1960 als jüngstes von fünf Kindern in Frauenfeld. Schon früh ereilte ihn ein grosser Schicksalsschlag – sein Vater starb, als Frei zwei war. Die nächsten fünf Jahre verbrachte er ausserhalb seiner Familie. Zuerst den Vater und danach sozusagen die Mutter zu verlieren, habe ihn stark beeinflusst. Die Angst, das Liebste zu verlieren, wurde zum ständigen Begleiter in seinem Leben. Zurück bei der Familie erlebte Christoph Frei eine emotional und materiell behütete Kindheit: «Wir lebten in einem Haus mit einem Hallenbad». Die Beziehungen in der Familie Frei sind sehr eng, so sind ihm die vier Geschwister noch heute die besten Freunde. Sein liebstes Hobby ist der Wettkampf gegen seine Brüder: «Welche Sportart ist egal, Hauptsache gegeneinander».

Aus dem Thurgau in die Klosterschule

Die Liebe zum Sport entdeckte er während seiner Zeit in der Klosterschule. Gemeinsam mit seinen Brüdern bildeten ihn dort ab seinem zwölften Geburtstag die «Padres» aus. Die





Franziskanermönche seien stets gut zu ihnen gewesen. Christoph Frei ist ihnen sehr dankbar, unter anderem für eine solide Grundausbildung. Vielleicht, meint er, seien sie sogar ein wenig zu seinen «Ersatzvätern» geworden. Mit dem damaligen Schulleiter, einem Phi-

Abschluss des Studiums, an seiner Doktorarbeit zu schreiben. In Amerika las er sich durch Quellen zu Morgenthau, dem Vater des klassischen Realismus. «Ich habe eine Forschungsfrage gefunden, die mich mit Haut und Haaren ins Thema hineingezogen hat.» Seine

nalen Beziehungen näher. Dabei entdeckte er seine Leidenschaft am Unterrichten. Trotzdem blieb er nicht an der HSG. Sein Weg führte ihn weiter an die ETH Zürich, dann nach Paris, wo er an seinem bislang grössten Projekt arbeitete. Frei wollte die Geschichte der französischen Demokratisierung aufarbeiten. «Ich wollte das für Frankreich tun, was Tocqueville für Amerika getan hat – ein übermächtiges und verstiegenes Projekt. Natürlich ging ich mit wehenden Fahnen unter.»

je auf einen Job beworben». Lange Jahre hat er für Bundesrat Kurt Furgler als Ghostwriter die Feder geschwungen. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich folgten zwei Jahre als Dozent in Budapest. «Da merkte ich, jetzt kann ich etwas liefern, kann etwas weitergeben. Es ist etwas zusammengekommen; Wissen, Lebenserfahrung, ein bisschen Humankapital».

«Immer wieder musste ich auch Geld verdienen.»

– Christoph Frei

Doch noch ein Buch über Frankreich

Von Budapest ging es für Frei zurück zu seinen Wurzeln. Es kamen zunächst Lehraufträge und anschliessend eine ständige Dozentur an der HSG. Damit hat sich vieles gefügt. Innert weniger Monate lernte er seine heutige Frau Michi kennen. Für ihn war deshalb klar, dass er zunächst in St. Gallen bleiben werde. Jetzt ist er hier angekommen, ist kein «Getriebener» mehr.

Er habe sich auch verändert, gelernt, nicht immer allen gefallen zu müssen, mehr «nein» zu sagen und ein bisschen mehr auf sich selbst zu achten. Ganz sei ihm das noch nicht gelungen, sagt er und lächelt seine Frau an. Sein grosser Traum für die Zukunft ist es, doch noch das Manuskript über Frankreich zu veröffentlichen.

losophen, pflegt Frei noch immer den Kontakt.

Nicht nur die Liebe zum Sport, sondern auch die zu den Büchern hat Christoph Frei in der Klosterschule entdeckt. Noch heute lodert diese Liebe heiss; so quellen die Regale im Arbeitszimmer seiner Wohnung fast über. Dies ist jedoch nur ein Teil des gesamten Bestandes. Der Rest ist ausgelagert.

Seine Leseleidenschaft kam ihm während seines Studiums der Staatswissenschaften an der HSG zugute. Als Student absolvierte er diverse Praktika, unter anderem bei einer Bank in Chile. Immer wieder ging er in die Privatwirtschaft, jedoch war ihm bedrucktes Papier in Form eines Buches immer sympathischer als in Form von Banknoten. So begann er nach dem

Arbeit gewann mehrere Preise; Schwergewichte der US-amerikanischen Politik wie Henry Kissinger gratulierten ihm persönlich zu seiner Publikation.

Als «kleiner Schweizer» in den USA genoss er neben seinem akademischen Erfolg auch die Freiheit. «Ich hatte das erste Mal das Gefühl, dass man etwas bewegen kann, wenn man sich engagiert.» Kurz nach seiner Ankunft wagte er sich an erste Vorlesungen. Auch sozial betrat er Neuland, über seinen Vermieter gelangte er in eine Baptisten-Kirchgemeinde.

Scheitern und lernen

Zurück in der Schweiz konnte Frei an der HSG sein Wissen weitergeben und brachte den Studenten die Theorien der Internatio-

Nach sieben Jahren in Pariser Bibliotheken kehrte er, ohne seine Arbeit abgegeben zu haben, in die Schweiz zurück. Er hielt das Resultat für nicht gut genug, wollte nichts Schlechteres veröffentlichen als seine preisgekrönte Dissertation.

Das war einer von vielen Rückschlägen. Beziehungen gingen in die Brüche, während Freunde heirateten, Kinder bekamen und Häuser bauten. Da habe er sich schon teilweise gefragt, was er eigentlich in den Pariser Bibliotheken mache. «Es gab Zeiten, da hat es mich schier zerrissen».

Frei war immer wieder für Banken tätig, ohne sich um die Posten gerissen zu haben. «Man darf es ja eigentlich fast nicht laut sagen – aber ich habe mich in meinem Leben kaum



Steckbrief

GEBURTSTAG 7. Januar 1960

HOBBYS Sport gegen Brüder, mit Bellini laufen, lesen

LIEBLINGSMUSIK Rock, Pop, seit Hochzeit auch Klassik

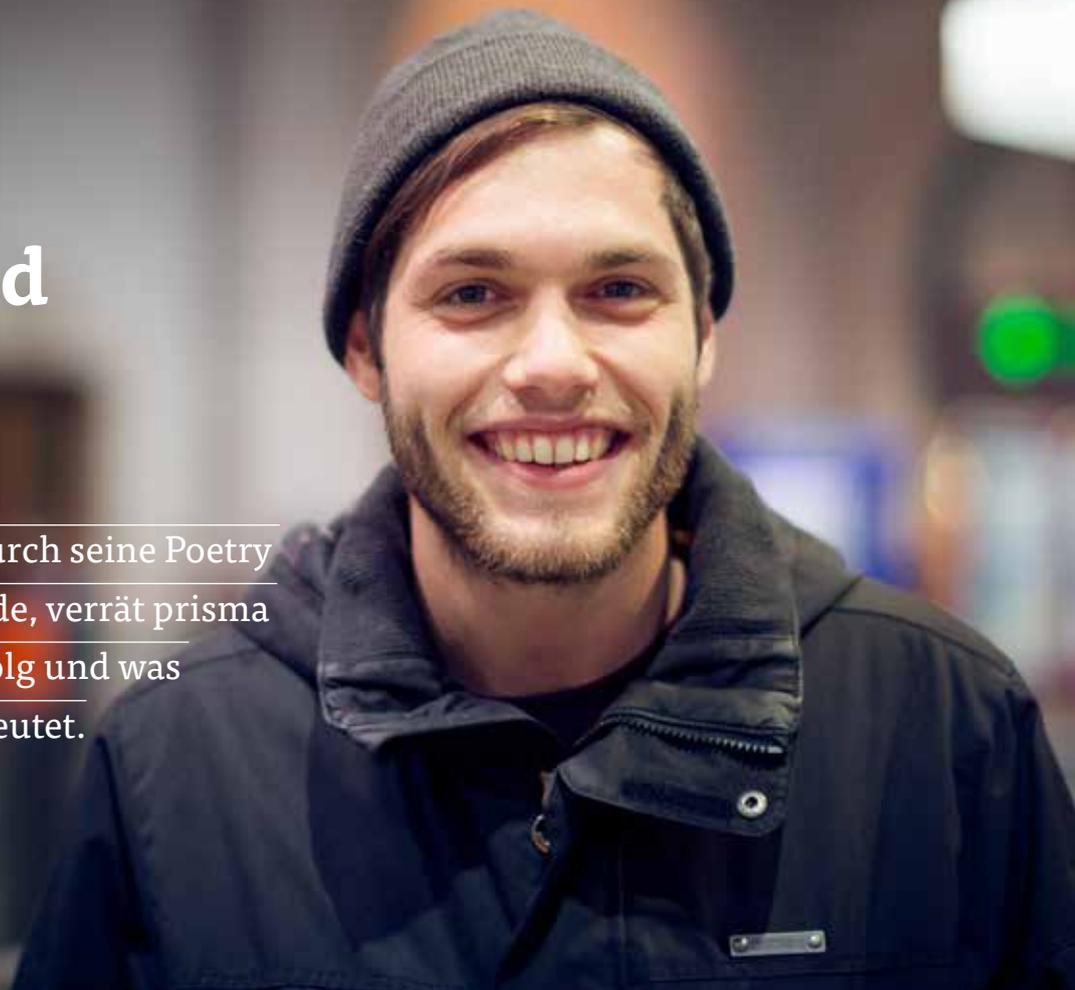
LIEBLINGSFILME Französische Filme, Hitchcock

LIEBLINGSESSEN Chässchnitte mit Zwiebeln

LIEBLINGSORT Zuhause, seit er nicht mehr alleine ist

Fashion, Fame und Freiheit

Laurin Buser, der durch seine Poetry Slams bekannt wurde, verrät prisma sein Mittel zum Erfolg und was Freiheit für ihn bedeutet.



TEXT STEPHANIE RÜEGGER

SCHON in der Schule wurde mir bewusst, dass ich auf Autoritätspersonen, die ihre Machtposition ausnützen, allergisch reagiere», erzählt uns Laurin Buser beim Interview im Café «Zum Kuss» in Basel. «Ich werde dann schnell zu einem unangenehmen Menschen.» Zurzeit absolviert Laurin seinen Zivildienst und findet seine dortige Arbeit sinnvoll. Dann falle es ihm auch leicht, Autorität zu akzeptieren und gestellte Aufgaben anzunehmen: «Je mehr Wissen jemand zu einem Thema hat, desto mehr kann man von dieser Person lernen. Oft sind Chefs aber nicht so angenehm, und ich ordne mich ihnen ungern unter.» So trifft es sich gut, dass er das Slammen zu seinem Beruf machen konnte und nun selbständig über seine weiteren Karriereschritte entscheidet. «Momentan steht das aber hinten an, denn ich versuche gerade, in der Musikszene Fuss zu fassen.» Seine Zukunft sieht der Sieger der deutschsprachigen Poetry-Slam-Meisterschaften von 2010 aber definitiv weiterhin auf der Bühne und hinter den Kulissen. Mit einem Studium sei das zeitlich nicht kompatibel.

In der Slamszene konnte Laurin mittlerweile ein breites Publikum für sich gewinnen und gehört zu den grossen Namen im deutschsprachigen Raum. Die Musik stellt

für ihn einen Neuanfang dar: «Es ist ein hartes Business. Dazu kommt, dass einige Musikjournalisten noch nie von mir gehört haben.» Dass er ein goldenes Händchen zu haben scheint, zeigt sich in der rasanten Entwicklung, die seine Band durchmachen konnte. Bereits ein Jahr nach der Gründung trat sie am Jugendkulturfestival in Basel vor tausend Leuten auf; kürzlich kam ein neues Album heraus.

Berühmt und bodenständig

«Mein Leben hat sich durch den Erfolg nicht grundlegend verändert, schliesslich habe ich mir diesen über die Jahre hinweg selbst erarbeitet, und bin nicht vom einen auf den anderen Tag durch ein Casting bekannt geworden – an einem solchen würde ich auch niemals teilnehmen», erklärt er. Sein Umfeld sehe seine Tätigkeit als seinen Job: «Ich schätze die Bodenständigkeit, mit der meine Freunde und meine Familie damit umgehen.» Natürlich freue er sich über ein breites Publikum, die Berühmtheit an sich sei ihm jedoch nicht wichtig. Er erwarte deshalb auch nicht, auf der Strasse erkannt zu werden. Auch die Aussage, dass er sämtliche Meisterschaften und Preise sowieso gewinne,

winkt er ab: «Das ist ein tolles, wenn auch übertriebenes Kompliment.»

Freiheit als Gefühl

Die Bedeutung von Freiheit sei für ihn eine philosophische Frage, erklärt Laurin, eine ultimative Freiheit an sich gibt es in seinen Augen aber nicht: «Auch wenn man alles tun kann, was man will, ist man nicht völlig frei, denn die Wünsche und der Wille einer Person entstehen aus verschiedenen Komponenten des eigenen Umfelds. Dies wiederum bedeutet, dass man nicht in der Lage ist, frei zu bestimmen, was man will.» Er habe nicht das Gefühl, seinen Willen selbst bestimmen zu können. Trotzdem könne er sich in einer Gesellschaft, in der alle Grundfreiheiten garantiert sind, grundsätzlich frei fühlen. «Jetzt, um viertel vor sieben in diesem Café am Bahnhof, fühle ich mich sogar sehr frei, da mein Arbeitstag zu Ende ist», lacht der Poetryslammer. Wenn er sich aber an prägnante Erlebnisse zurückerinnert, verbindet er Freiheit und Unfreiheit mit Angst. Vor dem Auftritt seiner Band beim Jugendkulturfestival sei er sehr besorgt gewesen – sobald die ersten Takte angespielt waren, habe ihm das Verschwinden der Angst ein Gefühl von Freiheit gegeben. «Andersherum fühle ich mich durch die Angst vor gewissen Dingen sehr eingeschränkt. Mein Rat: Man muss lernen, mit seinen Zweifeln zu leben. Nur so kann man sie überhaupt loswerden.» Manchmal reiche auch nur ein Moment, ein Gespräch, ein Gedanke, um Ängste zu vertreiben. «Und ab diesem Punkt beginnt das Gefühl der Freiheit!»

Zwar gefalle ihm die utopische Idee einer geldlosen Welt, erklärt Laurin, doch pragmatisch gesehen, würde eine plötzlich geldlose Welt in totalem Chaos versinken.



Zudem finde er die Arbeitsteilung mit Geld als Gegenwert für Arbeit eine sinnvolle und praktische Lösung. Für ihn stehe aber trotzdem fest: «Freiheit hat nichts mit Geld zu tun. Wenn Leute Freiheit mit Geld verbinden, ist das ihre Sache. In meinen Augen bedeutet das, dass ihre Wünsche nur materiell sind.» Natürlich kaufe auch er sich gerne neue Schuhe. In diesen fühle er sich aber stylish und fancy – nicht frei. In einer Hinsicht lehnt er jedoch die Assoziation von Geld und Freiheit nicht ab: «Natürlich kann nur, wer genügend Geld hat, behaupten, es sei für ihn nicht das Mittel zur Freiheit.»



Laurins Formel für Erfolg

Ein Stuhl. Ein Stift. Ein Blatt Papier. Seine Angst einfach hinter sich lassen und das machen, was man am besten kann – das sei ein wunderbares Gefühl. Auf die Frage nach seinem grössten Erfolg zögert Laurin kurz. «Meinen grössten Erfolg kann ich nicht so genau nennen, da Erfolg für mich ein temporäres Gefühl ist. Ich bin stolz in dem Moment, in dem ich erreicht habe, worauf ich lange hinarbeiten musste. Danach folgen aber neue Ziele.» Er sei natürlich immer noch stolz auf seine früheren Texte, würde sie heute wohl aber anders schreiben: «Ich habe mich in dieser Hinsicht einfach weiterentwickelt.» Ausserdem lasteten auf ihm heute viel grössere Erwartungen. Überzeugt ist er trotzdem: «Die Kunst bleibt meine Hauptbeschäftigung, das ist mein Beruf.» Ob er nun aber Slammer bleibe, Rapper werde, sich als Autor versuche oder Theater spiele, das wisse er noch nicht so genau: «Es spielt keine Rolle, ob du deinen Weg früher oder später findest. Jeder kommt früher oder später ans Ziel.»

Bilder Alexandra Furio



Einführungswochenende

Am Einführungswochenende stellte sich der SHSG Vorstand mit seinen Strategiezielen den neuen Teammitgliedern der Studentenschaft vor. Zurzeit ist eine Rekordzahl von 265 Studierenden für die Studentenschaft tätig.

TEXT MANUELA KREILIGER/SHSG

Foxtrail

Am 10. Oktober startete das Einführungswochenende mit rund 60 Teilnehmenden. Innerhalb von drei Stunden gab es verschiedene Aufgaben zu lösen: ins Wasser der eiskalten Weiher springen, sich anhand einer Banane in die Kondombenutzung einführen lassen oder sich mittels Wilhelm Tells Geschichte und Alphorn-Selfies der Schweiz annähern. Die Auswertung der Leistungen erfolgte durch Punktevergabe anhand der Videos und Fotos, von denen die Originellsten anschliessend präsentiert wurden.

Der SHSG Vorstand stellt sich vor

Im Lagerhaus, in dem die Nacht verbracht wurde, stellte der Präsident Dardan Zeqiri die folgenden Strategieziele des neuen Vorstandes vor:

- Verbesserung von Rahmenbedingung und Inhalt der Lehre durch eine etablierte Feedbackkultur.
- Erweiterung des Dienstleistungsportfolios für Studierende im Bereich Freizeit und Studium.
- Internationale Vernetzung und Austausch mit «like minded» Studierendenschaften, um das Know-how zu erweitern und Beziehungen zu verbessern.
- Entwicklung eines Marketing- und Kommunikationskonzeptes (inkl. Relaunch einer neuen Webseite).

- Optimierung und Professionalisierung interner Prozesse (Etablierung neuer Technologien und Systeme).

Teamies

Jedes Vorstandsmitglied betreut ein eigenes Ressort mit verschiedenen Aufgaben. Zur Bewältigung der Aufgaben bestehen die Ressorts aus verschiedenen Teams, die sich spezifischen Aufgaben widmen (z.B. Organisation von SHSG-Partys). Das Einführungswochenende bot den Vorstandsmitgliedern eine erste Gelegenheit, sich mit ihren Teamies zusammensetzen und kennenzulernen, die Ziele zu besprechen und erste Termine zu vereinbaren.

Unterhaltung

Nachdem die wichtigsten Details geregelt waren, standen wiederum Spass und Unterhaltung im Vordergrund. Hierbei konnten sich alle austauschen, näher kennenlernen, um somit eine zukünftige reibungslose Zusammenarbeit zu ermöglichen. Die Teamies vergnügten sich mit Speed Datedating, dem Bauen von Marshmallow-Türmen und Brettspielen. Es war ein sehr intensives und gelungenes Wochenende, mit wenig Schlaf und teilweise brummen-den Köpfen.

Begegnungszone



TEXT MANUELA KREILIGER/SHSG

Die SHSG organisiert Events für und mit Studierenden. In dieser Ausgabe berichten wir über die Kleidersammelungsaktion und den Begegnungstag. Die beiden Anlässe entstanden in Zusammenarbeit mit Docnet.

Kleidersammelungsaktion

Die Kleidersammelungsaktion fand vom 6. bis 8. Oktober im Hauptgebäude der HSG statt. Gesammelt wurden Winterkleider, Sportkleider für das Fussballturnier am Begegnungstag, Hygieneartikel und Schreibwaren. Der Event war ein voller Erfolg. Es wurden drei Europaletten mit dringend benötigten Kleidungsstücken, Schuhen und Artikeln des täglichen Bedarfs gesammelt. Von der grosszügigen Spende waren nicht nur wir, sondern auch das Flüchtlingshaus Riethüsli überrascht. Eine solch grosszügige Spende gab es bis anhin noch nicht. Die Kleider befinden sich bereits alle vor Ort und haben den Flüchtlingen viel Freude bereitet. In Zukunft sind weitere solche Aktionen geplant.

Begegnungstag

Elf Uhr: Versammlung. Fast alle Studenten waren pünktlich, doch von den Flüchtlingen fehlte noch jede Spur. Sie kamen gut gelaunt eine halbe Stunde später und wühlten sich erst einmal durch die bei der Kleidersammelungsaktion gesammelten Sportkleider. Nachdem sich alle eingedeckt hatten, erfolgte nach der Zuteilung der Neuankommlinge in die bestehenden Teams der Studierenden eine erste Annäherung. Die Sprachbarrieren gestalteten sich schwierig, doch Fussball wird auf der ganzen Welt gleich gespielt.

Zwischen den Spielen, beim Rauchen oder Verpflegen sowie in der Begegnungszone zwischen den Spielfeldern ergaben sich die ersten Gespräche. Es wurde viel gelacht und man versuchte, den anderen mit geschickten Ballkunststücken zu beeindrucken.

Das lang ersehnte Essen kam nach den Spielen an und bot einen runden Abschluss des Tages. Fleissige Helferinnen und Helfer bereiteten mit Frauen aus dem Flüchtlingshaus ein eritreisches Gericht zu. Es gab scharf gewürztes Fleisch, genannt Zigni, Reis, Fladenbrot und Gemüse. Traditionellerweise wird

in Eritrea mit der rechten Hand gegessen. Für diejenigen, die mit den Fingern nicht so geübt und geschickt waren, standen aber auch Teller und Besteck zur Verfügung. Das Siegerteam, die «Löwen», durfte am Abend ihren Erfolg in einer Pizzeria feiern.

Portrait Abdullah

Abdullah (rechts im Bild) ist 17 Jahre alt und stammt aus Somalia. Er strahlt über das ganze Gesicht, seine Mannschaft hatte soeben das Finale für sich entschieden.

Er war neun Monate lang unterwegs. Der Zufall hatte ihn in die Schweiz gebracht, erzählt er. Es gefällt ihm hier gut, da er sich endlich wieder sicher fühlen kann.

Abdullah verliess vor zehn Monaten seine Familie. Er erzählte ihnen nichts von seinen Plänen, aus Angst, sein Vater könnte ihn davon abhalten, da er seinen Eltern und seinen neun Geschwistern gegenüber als Sohn Verpflichtungen hat. Er verliess Somalia und gelangte durch Äthiopien in den Sudan. Von dort aus begann er mit einem Auto die Durchquerung der Sahara. Nach 15 Tagen ging das Essen aus und das Wasser wurde knapp. Der Fahrer vermischte daraufhin das verbliebene Wasser mit dem Benzin, da es den Durst stillte und den Bauch füllte. Abdullah lachte über unsere entsetzten Gesichter und meinte, dass er danach wirklich keinen Hunger mehr verspürt hätte.

Er gelangte nach Libyen und wollte von dort aus das Meer nach Italien überqueren. Doch das Boot trieb vom rechten Kurs ab und sie wurden von der libyschen Armee gefasst. Nach einem Tumult schossen die Soldaten auf das Boot, worauf es zu sinken begann. Abdullah rettete sich auf das Schiff der Armee und wurde festgenommen.

In seiner Zelle waren 19 Männer auf engstem Raum eingepfercht. Manche mussten sogar im Sitzen schlafen, da es schlicht zu wenig Platz hatte. Die Männer wurden immer wieder aufgefordert, zu kämpfen. Abdullah liessen sie zum Glück in Ruhe, da er dafür nicht gross genug war. Er wollte auch nicht kämpfen, er wollte nach Europa. In einer Zelle eingeschlossen, näherte sich der Krieg immer mehr der Stadt. Nach fünf Monaten fühlten sich die Wärter vom Kriegsgeschehen so bedroht, dass sie alle rund 600 Gefangenen freilassen und selber flohen.

Wieder frei, startete Abdullah den zweiten Versuch, in einem überfüllten Boot das Mittelmeer zu überqueren und gelangte diesmal erfolgreich nach Italien. Seit vier Wochen ist er in der Schweiz.

Für die Zukunft wünscht er sich ein Ökonomiestudium an der HSG absolvieren zu können, weshalb er auch am Begegnungsturnier teilnahm. Zudem spielt er gerne Fussball, besonders jetzt, nachdem er sich so lange nicht frei bewegen konnte und immer eingesperrt war.

Bilder Docnet



Flüchtlinge in der Schweiz

- Innerhalb der Schweiz stehen 3000 permanente Plätze in Flüchtlingszentren zur Verfügung. Davon befinden sich rund 1000 im Kanton St. Gallen. Im Notfall kann die Anzahl innerhalb von neun Tagen durch die Nutzung von Zivilschutzanlagen erhöht werden. Die Asylreform ermöglicht eine Aufstockung der Plätze auf 5000 bis zum Jahre 2017.
- Die Aufnahmequote von Flüchtlingen liegt derzeit bei 5,4 Prozent, für den Kanton St. Gallen bedeutet dies eine Zuwanderung von ca. 60 Asylsuchenden pro Woche.
- Im ersten Quartal 2015 befanden sich 47070 Personen im Asylprozess. Im Vergleich zum Vorjahr ist dies ein Plus von 3404 Personen.
- Der Grossteil der Flüchtlinge in der Schweiz stammt mit 32,9 Prozent aus Eritrea, gefolgt von Syrien mit 17 Prozent, Sri Lanka mit 7,3 Prozent und Afghanistan mit knapp 4 Prozent.

Quellen: EJPD Asylstatistik 1. Quartal und St. Galler Tagblatt vom 13.10.15

Weitere Informationen unter

www.myunig.ch und auf Facebook unter SHSG Vorstand oder University of St. Gallen Student Union.

Lange wach zu bleiben, lohnt sich

Die Career Services von zwölf Schweizer Hochschulen sind zurzeit im Stress. Sie organisieren am 12. November die «Lange Nacht der Karriere»: Ein Event rund um das Thema Karriere und mit hohem Spassfaktor.

TEXT/BILD CSC/SHSG

In der ganzen Schweiz wird an jenem Abend in ungezwungener Atmosphäre genetzwerkt, gecoacht und gelernt. Zwischen informativen Panels und spannenden Gesprächen mit Berufserfahrenen, kann man sich bei einem Drink an der Karrierebar mit Kolleginnen und Kollegen austauschen und sich mit etwas Glück sogar mit dem zukünftigen Arbeitgeber unterhalten.

Smart is the new sexy

Kluge Köpfe und kreative Allrounder können ihre Fähigkeiten im Karrieregame unter Beweis stellen. In zwei Vorrunden qualifizieren sich die besten Teams für das Finale am Abend der «Langen Nacht der Karriere». Es kommt weiter, wer besonders geschickt ist, «out of the box» denkt und zudem am meisten weiss. Die Teilnahme am Karrieregame erfordert keine speziellen Kenntnisse und lohnt sich: Zu gewinnen gibt es Gutscheine von Swiss, Globus oder ein Abendessen im Res-

taurant Lagerhaus in St. Gallen. Dies alles im Gesamtwert von über 3000 Franken.



Long Night of the Careers – What else ...?

Nicht nur das Karrieregame verspricht spannende Unterhaltung, auch die Panels und Workshops haben einiges zu bieten. Ob man mehr über Design Thinking und Social Entrepreneurship erfahren oder Tipps vom Profi für das richtige Business-Outfit will, ein abwechslungsreiches Programm erwartet die Teilnehmer. Am Abend selbst verlosen die anwesenden Versicherungsunternehmen ausserdem eine neue Vespa, das Industrieunternehmen Bühler ein internationales Praktikum. Dazwischen beleuchtet der Comedian Joël von Mutzenbecher auf humorvolle Weise und mit einem Augenzwinkern das Thema Karriere. Es lohnt sich also, lange wach zu bleiben!

Film: Der Marsianer

Wenn «Cast Away» auf dem Mars spielt und dort ein MacGyver sein Unwesen treibt, ergibt das was? Genau, einen Sci-Fi-Film mit Spannungsgarantie!



TEXT ALEXANDER WOLFENSBERGER

WIR befinden uns in der nahen Zukunft. Der NASA ist es 2029 nach vielen Jahren der Forschung gelungen, das wohl teuerste und grösste Raumschiff namens Hermes zu bauen und damit Menschen auf den Mars zu befördern. Unter dem Programm «Ares» werden fünf Missionen mit jeweils sechs Astronauten zum Mars durchgeführt. Der Marsianer steigt in der dritten Mission ein und erzählt die Geschichte rund um die Ares 3 Crew sowie dessen Mitglied Tom Watney, einem Botaniker und Maschinenbauingenieur, gespielt von Matt Damon. Wir befinden uns auf der Marsoberfläche, auf der gerade das ganze Team rund um die Bodenstation Proben nimmt, die anschliessend auf der Erde untersucht werden sollen. Doch Commander Lewis, die erste und wohl toughest Missionleiterin der interstellaren Raumgeschichte, erblickt auf den Bildschirmen einen bedrohlichen Sandsturm. Sie ordnet den sofortigen Abbruch der Mission an. Noch während der Sturm über die Station fegt, versucht die Crew, zum Evakuierungsraumschiff zu gelangen. Doch eine Sendeantenne bricht ab, durchbohrt Watney und schleudert ihn in die Dunkelheit. Notgedrungen muss Commander Lewis eine Entscheidung treffen und lässt Watney auf dem Mars zurück. Nur Minuten später muss der Zuschauer feststellen, dass Mark nicht tot ist, sondern nun ganz alleine auf dem Planeten festsitzt. Wird er es schaffen, vier Jahre zu überleben, bis die nächste Aresmission den Mars erreicht?

Eine gelungene Umsetzung

Auch wenn Matt Damon nach «Interstellar» schon wieder einen Astronauten spielt, der gerettet werden muss, sei eines gesagt: Mit «Der Marsianer» haben wir einen der wohl interessantesten Sci-Fi-Filme des Jahres, der von der ersten bis zur letzten Minute spannend ist. Er brilliert geradezu mit filmischer und schauspielerischer Kraft. Dem Regisseur Ridley Scott ist es gelungen, einen Film zu kreieren, welcher der Buchvorlage von Andy Weir gerecht wird. Jene, die das Buch schon gelesen haben, betonen immer wieder, dass der Film an den richtigen Stellen gekürzt wurde; in anderen Szenen wiederum verweilt er

Der Marsianer

FÜR SCI-FI-FANS



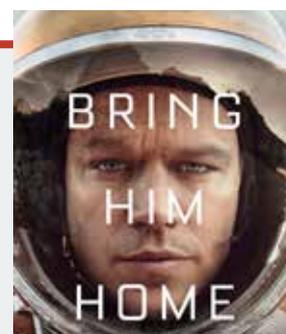
FÜR LOGIKER



FÜR REALISTEN



FÜR PHILOSOPHEN



fast länger als die Buchvorlage. Beispielsweise werden fast 150 Seiten des Buch gekonnt durch eine dreiminütige Montage übersprungen. Auch ist es Scott gelungen, die Einsamkeit und Weiten der Marslandschaft mithilfe von Supertotalen einzufangen. Wenn Mark nur noch ein winziger Punkt auf der Leinwand darstellt, weiss man, was Einsamkeit bedeutet.

Galgenhumor trotz Aussichtslosigkeit

Nicht nur visuell kann «Der Marsianer» punkten, sondern auch auf schauspielerischer Ebene. Mit Schauspielern wie Kate Mara, Donald Glover, Sean Bean und Jeff Daniels ist ein Film zustande gekommen, der vor allem durch seine Dialoge und seinen Humor heraussticht. Gerade Matt Damon liefert hier eine Höchstleistung. Viele assoziieren mit seinem Namen die Bourne-Trilogie, in denen er als gefühlsloser Agent sogar mit einer Zeitung jemanden umbringen konnte. Doch schafft er es nun, Selbstgespräche in die Bordkamera der Raumstation mit unglaublich viel Gefühl aufzuladen. Auch durch den immer wieder aufkommenden Galgenhumor zeigt er, dass das Leben nicht immer einfach ist und man manchmal einfach über die Situation lachen soll, auch wenn sie noch so aussichtslos erscheint. Gesamthaft lässt sich sagen, dass «Der Marsianer» ein gelungener Film ist. Stellenweise fragt man sich fast, warum denn die Menschheit noch nicht auf dem Weg zum Mars ist.

Bild Twentieth Century Fox

TV Serie: Narcos

Diese Drogen-Serie macht total high.

Waffen, Geld, Drogen und einer der grössten Drogenbosse der Welt, Pablo Escobar – diese Netflix-Serie beinhaltet alle Elemente, um süchtig nach ihr zu werden. Zwar denkt man bei diesen Begriffen noch an den raffinierten Chemielehrer und seinen energiegeladenen Partner, doch nachdem man sich in die Welt von Narcos begibt, verschwendet man keine Gedanken mehr an Breaking Bad.

Alles begann im 20. Jahrhundert; in anderen Worten: im Zeitalter des Kokains. Kolumbien wurde damals zu einem der grössten Kokain-Anbieter der Welt und exportierte die Droge über alle Wege, seien es Schuhe, Fische, Reifen, Kaffee und sogar schwangere Frauen. Solange das Geld stimmte, war Pablo Escobar für alles bereit. Schon nach kurzer Zeit gehörte der Drogenbaron zu den reichsten Menschen in Kolumbien und hatte mehr Geld, als er ausgeben konnte. Doch Geld allein war ihm nicht genug: Er wollte in die Politik gehen, Präsident werden und die Macht in Kolumbien an sich reißen.

Facettenreicher Protagonist

Kommentiert wird das Geschehen von dem DEA-Agenten Steve Murphy, der sich das Ziel gesetzt hat, Pablo Escobar

SUCHTFAKTOR



BREAKING-BAD-FANS



SPANISCH-NACHHILFE



KULISSE



mit allen verfügbaren Mitteln zu schnappen. Dieses Ziel scheint beinahe unmöglich, da der Bandit nicht nur die gesamte kolumbianische Polizei bestochen hat, sondern sich auch nur die Wenigsten trauen, dem Tyrannen in die Quere zu kommen.

Im Verlauf der Serie lernt der Zuschauer verschiedene Facetten von Pablo Emilio Escobar Gaviria kennen, die man nicht nur bewundert, sondern auch fürchtet. In einer Szene tritt er als freundlicher Familienvater auf, in einer anderen schießt er einem alten Mann kaltblütig in den Kopf.

Durch die wunderschöne lateinamerikanische Kulisse und teilweise in Spanisch gehaltenen Szenen wird der Zuschauer auf eine unvergessliche und abenteuerliche Reise geschickt, die mitten im Drogenkrieg Kolumbiens stattfindet.

Text Oscar Hong

Magazin: Das prisma Abo

Jeden Monat nach Hause geliefert.

Du hältst gerade die 360. Ausgabe des one-and-only Studentenmagazins on campus in der Hand und hast schon 42 Seiten und über ein Duzend Artikel durchgelesen. Danke für dein Vertrauen!

Genau wie du warten tausende Studenten und andere Leser mindestens sechsmal im Jahr sehnlichst darauf, das druckfrische prisma in ihren Händen halten zu können. Und ob du's glaubst oder nicht, aber der eine oder andere Leser meldete sich schon mal ganz traurig bei uns, wenn er einmal eine Ausgabe verpasst hat. Das soll nicht sein. Zwischen den lobenden Worten begeisterter Leser werden wir manchmal auch gefragt, warum unser Magazin nicht wie an anderen Unis den Studierenden nach Hause gesen-

det wird. Das liegt bei unserem selbsttragenden Magazin leider nicht drin. Für jene unter euch, die sich den kleinen Luxus des persönlichen prisma erlauben möchten, haben wir etwas.

Ab sofort gibt es das ultraneue, superschnelle und spottbillige prisma-Abo. Für nur 12 Franken kriegst du alle vier bis zum Sommer noch erscheinenden Hefte direkt zu dir nach Hause geliefert. Nie mehr verpasst du, was wir dir über aktuelle Themen, Geflüster auf dem Campus und interessante Menschen zu erzählen haben. Übrigens auch ein tolles Geschenk für Mamis, Papis und andere Freunde. Denn Weihnachten kommt schneller, als du denkst.

Text Adrian Köstli



Kalender

Industrial Club: Industrial Career Day

10-11
NOVEMBER

Am HSG Industrial Career Day 2015 lernst du namhafte Unternehmen aus der Industrie und deren Herausforderungen kennen. Mehr Infos und Anmeldung bis 14. Oktober 2015 auf www.hsg-icd.ch.

Ort: Campus

Oikos/StudentImpact: Consulting & Sustainability

19
NOVEMBER

Referat von Daniel Schmitz-Remberg (Accenture) über zukunftsweisende Geschäftsmodelle.

Anmeldung@studentimpact.ch

Ort: 09-011, 18.15 Uhr

Oikos Conference: The Future of Sustainable Food Labels

12-13
NOVEMBER

Speeches, simulation game and panel discussion giving insights into the conflicting rationalities behind sustainability labels. www.oikos-international.org/stgallen/initiative/conference.

Consulting Club: The New Roland Berger

19
NOVEMBER

How will the consultancy business develop in the future? Panel discussion and apéro.

Place: 09-114, 6.30 p.m.

Foraus: ASEAN – Wirtschaftsgemeinschaft oder nur Freihandelszone?

16
NOVEMBER

Diskussion über die Entwicklung der ASEAN-Staaten. Anmeldung an st.gallen@foraus.ch.

Ort: 01-012, 18.30 Uhr

ICG: Referat Roland Frauchiger, CEO Business Professional Network

19
NOVEMBER

Referat von Roland Frauchiger, selbständiger Interimsmanager und CEO der Stiftung BPN, welche Unternehmer in Entwicklungsländern mithilfe von Coaching und Schulung fördert.

Ort: Kirche Rotmonten, 20.15 Uhr

Poker Club/Effective Altruism: Meet a professional poker player

17
NOVEMBER

Learn about the everyday life of a professional poker player and take part in a poker tournament. No registration required.

Place: Campus

Universa meets UBS

25
NOVEMBER

Universa besucht die UBS-Offices in Zürich mit anschliessendem Rotation Dinner. Anmeldung via www.universa-unisg.ch.

Zeit: 17.00 Uhr

Of@UniSG: Kaminfeuergespräch

17
NOVEMBER

Diskussionen mit Divisionär Kellerhals, Kdt Ter Reg 4 im Restaurant Papagei.

Anmeldungen unter www.facebook.com/ofunisg

Ort: Restaurant Papagei

True and Fair View: Meet the CFO

25
NOVEMBER

Triff den CFO von ABB Turbo Systems, Clemens Sager, im Restaurant Splügen in St. Gallen. Anmeldung mit CV an info@tafv.ch bis 15. November 2015.

Zeit: 18.30 Uhr

Elsa: Jus in Use

18-19
NOVEMBER

Wir bieten an zwei Tagen spannende Vorträge und Einblicke in juristische Tätigkeitsgebiete.

Ort: MLE-Haus

Marketing Club: Ben & Jerry's Workshop

01
DEZEMBER

Don't miss this chance to take part at the Ben & Jerry's workshop where your task will be to invent a brand new product!

Gewinnspiel



PRISMA VERLOST ZWEI GUTSCHEINE FÜR DAS ADHOC IM WERT VON JE 20 FRANKEN. SCHICKE DIE LÖSUNG BEIDER RÄTSEL BIS ZUM 15. NOVEMBER 2015 AN REDAKTION@PRISMA-HSG.CH, UM AN DER VERLOSUNG TEILZUNEHMEN.

Welche Farbe hat mein Hut?

Drei Studenten stehen hintereinander vor einer Mauer. Der Student, welcher der Mauer am nächsten steht, trägt eine blaue Mütze, der Student hinter ihm eine rote, die Studentin, die am weitesten von der Mauer entfernt steht, trägt ebenfalls eine blaue Kappe. Auf der anderen Seite der Mauer steht eine weitere Studentin mit roter Kopfbedeckung.

Die Studentin, die alleine steht, kann die anderen nicht sehen. Die Personen auf der anderen Seite sehen bloss jeweils die Personen, die vor ihr in Richtung der Mauer

stehen. Sie können sich nicht umdrehen und dürfen nicht miteinander kommunizieren. Keiner weiss, welche Farbe die eigene Mütze hat. Die Studenten wissen nur, dass sie zu viert sind und es zwei rote und zwei blaue Mützen gibt.

Um das Spiel zu gewinnen, muss die Person, die mit 100 prozentiger Sicherheit sagen kann, welche Farbe ihre Mütze hat, diese laut rufen. Nennt eine Person die falsche Farbe, verlieren alle das Spiel.

Wer wird die korrekte Farbe seiner Mütze nennen?



Wer isst gerne Bratwurst?

Es gibt fünf Häuser in fünf unterschiedlichen Farben. In jedem Haus wohnt ein Student unterschiedlicher Nationalität. Jeder Student hat ein Lieblingsgetränk, studiert im Bachelor an der HSG und hat eine andere Lieblingspeise. Keine zwei Personen trinken das Gleiche, sind im selben Studiengang oder haben dasselbe Lieblingsessen.

Wer isst gerne Bratwurst?

Hinweise

1. Der Engländer wohnt im pinken Haus.
2. Der Schwede isst gerne Köttbullar.
3. Die Schweizerin trinkt gerne Tee.
4. Das grüne Haus steht links vom weissen Haus.
5. Die Besitzerin des grünen Hauses trinkt Whisky.
6. Der BWL-Student isst gerne Riz Casimir.
7. Der Mann, der im mittleren Haus wohnt, mag Milch.
8. Der Mieter im gelben Haus studiert VWL.
9. Der Italiener wohnt im Haus ganz links.
10. Die BLE-Studentin wohnt neben dem Kutteln-Fan.
11. Die Person, die Spätzli mag, wohnt neben dem VWL-Studenten.
12. Der Jus-Student trinkt gerne Wein.
13. Der Italiener wohnt neben dem blauen Haus.
14. Die Deutsche belegt den BIA.
15. Die BLE-Studentin hat einen Nachbarn, der nur Wasser trinkt.

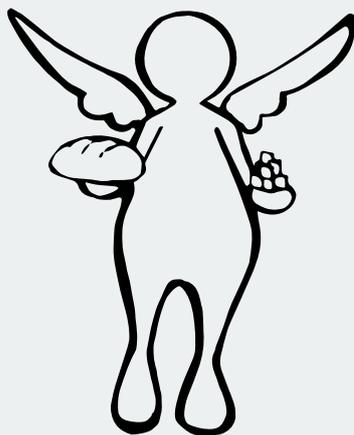
Zuckerbrot

Danke, Bib!

Im Sommer ist es zu warm, im Winter zu kalt – gut, dass man beim Smalltalk immer auf das Klima in der Bibliothek zu sprechen kommen kann, sobald man die Temperaturen draussen abgehakt hat. Auch wenn eine Lösung dieses drängenden Problems nicht in Sicht ist, gibt es viele andere Kritikpunkte, an denen die Mitarbeiter der Bibliothek in den letzten Monaten konsequent gearbeitet haben. So wurden im April und Mai Ideenwände an verschiedenen Stellen im Bibliotheksgebäude aufgestellt, auf die Wünsche und Anregungen notiert werden konnten. Ebenso wird eine solche nach wie vor online betrieben. Studenten und andere Bibliotheksbenutzer können dort Verbesserungsvorschläge posten. Diese werden nicht nur zuverlässig beantwortet, sondern – wo die Art der Sache es erlaubt – auch direkt umgesetzt. Genau wie die von allen sehnlichst erwartete Aufhebung des Taschenverbots sind unter anderem auch die Anschaffung von Sitzkissen, Taschenhaken und Bleistiften zur Benutzung an den PC-Arbeitsplätzen Resultat dieses Onlineangebots.

Dass unsere Bibliothek ausserdem schon lange viele andere praktische Services, wie die Ausleihe von Laptopschlössern, Smartphoneladekabeln und PocketScans anbietet, geht bei dem Gejammer um die klimatischen Bedingungen oft unter. Ein bisschen mehr Lob ist also durchaus angebracht. In diesem Sinne ein grosses Dankeschön an die motivierten Mitarbeiter unserer Bibliothek, denen die Wünsche und Interessen der Studenten ein echtes Anliegen sind und ein Aufruf an all jene, die an unserer Bibliothek immer noch etwas auszusetzen haben: Ab auf die Ideenwand damit!

Text Amelie Scholl



Peitsche

Führerschein gekauft.

Peitsche, da kommt einem doch irgendwie eine schöne Kutschenfahrt in den Sinn, ganz gemütlich. Doch die Kutschen an der HSG werden von ungebändigten Pferden gezogen, oder besser gesagt: von stümperhaften Kutschern gelenkt.

Schauplatz: die Parkplätze bei der 9er-Bushaltestelle. Seitwärts einparken können die Meisten sowieso nicht, aber das bringt uns ja höchstens zum Schmunzeln. Doch dass ein Seitenspiegel zum Hineinschauen gedacht ist, weiss der motorisiert zur Universität gelangende Student nicht. Falls du beim Parken korrigieren musst, oder aus dem Parkplatz herausfährst: Schau doch bitte nochmals nach hinten und stelle sicher, dass kein anderer Verkehrsteilnehmer anbraust.

Beliebt ist auch der Parkplatz bei den Schrebergärten, nahe Beachvolleyballplatz. Natürlich ist es nicht einfach, die kleine Steigung rauf auf die Strasse zu fahren, ohne dabei zu viel Gas zu geben, direkt über das Trottoir hinauszuschliessen und auf der Strasse zu landen, ohne einen einzigen Seitenblick. Falls ihr das PS-Monster eures Vaters nicht unter Kontrolle habt: Nehmt doch bitte den Bus.

Auch zeugt es von schlechter Fahrerziehung, elend lang auf der Strasse nach einem bald frei werdenden Parkplatz Ausschau zu halten. Da muss ein Bus durch, Fahrräder und andere Autos. Übrigens noch ein kleiner Tipp: In den 30er-Zonen rund um die Uni stehen immer mal wieder Blitzer, also drosselt doch ab und zu aus eigener Rücksicht (auf die anderen Verkehrsteilnehmer zu achten, ist ja verpönt) euer Tempo. Nur weil man einen Motor unter der Haube hat, ist man noch lange nicht König der Strassen.

Lieber Gruss
Die Velofahrer

Text Samuel Holenstein



Gerücht

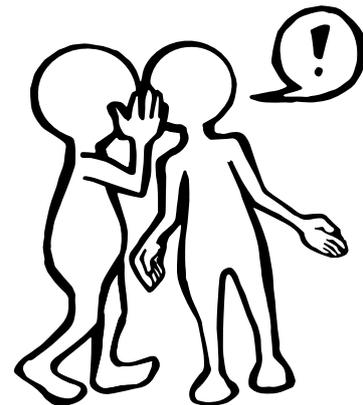
Unterirdische Forschungseinrichtung bricht HSGler.

Leise Stimmen berichten über die Geschehnisse in den weitläufigen Katakomben unter dem Helvetia-Gebäude gleich neben dem Campus der Universität St. Gallen. Seit vielen Monden dringen laute Geräusche nach draussen, welche von mysteriösen Umbauten künden, die sich niemand genau erklären kann. Jene, die sich in die gläserne Festung hineinwagen, kehren nicht mehr zurück. Einer konnte – glücklicherweise – anscheinend aus dem unterirdischen Gefängnis fliehen und sich mit seinen letzten Kräften an die Oberfläche kämpfen, so flüstern diverse vertrauenswürdige Quellen.

Als ginge ihm ein Mühlrad im Kopf herum, soll er orientierungslos durch die Weiten des St. Galler Stadtzentrums herumgeirrt sein, auf der Suche nach seiner im Dunkel des Versicherungskarzers verlorengegangenen Identität. Die Wände der Verwahrungszone bestünden aus den Akten der zahlreichen Versicherungsbezügerinnen und –bezüger, habe er besorgten Passanten erzählt, die sich ihm nichtsahnend genähert hatten. Das Fundament sei auf dem Schweiss der zahlreichen Männer und Frauen errichtet worden, die für die Bezahlung ihrer Versicherungsprämien ohne Unterbruch ihr ganzes Leben lang gearbeitet haben, soll er auf dem Weg durchs

Stadtzentrum gejammert haben. Zahlreiche Experimente wurden an ihm durchgeführt. So wurde sein Durchhaltevermögen im Gespräch mit einem Versicherungsberater getestet. Stundenlang wurde er von dessen Parolen bombardiert, bis er schliesslich in einen teilnahmslosen Trancezustand verfiel und sich vor- und zurückwiegend seinem grausamen Schicksal ergab. Der Berater hatte ihn gebrochen und konnte ihm daraufhin sämtliche Produkte der Versicherungsgesellschaft unbedenklich andrehen. Das Ziel der Helvetia soll sein, alle HSGler zu willenlosen Sklaven zu machen, die sämtliche Versicherungsangebote ohne zu hinterfragen beziehen. Dieses bisher ungenutzte Potential soll in Zukunft einen stetig wachsenden Gewinn generieren.

Text Alessandro Massaro



IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN

prisma, Büro 20-003, Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen
Initiative der Studentenschaft der Universität St. Gallen
Telefon 076 579 92 21
E-Mail redaktion@prisma-hsg.ch

DRUCK

Galledia AG, Burgauerstrasse 50, 9230 Flawil
Telefon 058 344 96 96
E-Mail galledia@galledia.ch

CHEFREDAKTORIN Nina Amann

RESSORTLEITER Alessandro Massaro, Luana Rossi,
Amelie Scholl, Alexander Wolfensberger

LAYOUT Robin Bisping, Roman Schister

BILDREDAKTORIN Livia Eichenberger

ANZEIGEN UND ABONNEMENTE

Adrian Köstli

Telefon 079 728 35 57

E-Mail vertrieb@prisma-hsg.ch

HINWEIS Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin



Jean-Christophe weiss mehr.
www.prisma-hsg.ch